Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Italiens, Deutschlands, Frankreichs, Englands, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 1260. Band.

XIII. Serie. 60.

Die verlorene Lenore. Von A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1866.

Die verlorene Lenore.

Ein Roman

vom

Capitain Mayne Reid,

Verf. von: „Die Skalpjäger", „Die Heimath in der Wüste", „Die Abenteuer einer verirrten Familie in der Wildniß", „Die Freischaar", „Die Buschknaben", „Die Kriegsfährte", „Der Jägerschmaus", „Oceola", „Die Reise im Finstern", „Die wilde Jägerin".

In's Deutsche übertragen

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1866.

Die verlorene Lenore.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Wieder zu Roß.

In derselben Zeitung, die den erfreulichen Bericht über die Goldgruben enthalten, stand eine Mittheilung anderer Art, die ebenfals eine erheiternde Wirkung auf mich ausübte.

Die Auswanderer, welche zu Land nach Californien reis'ten, bedurften des Schutzes gegen die Indianer, da viele feindliche Stämme am Wege wohnten. Daher mußten Militairstationen oder Forts an verschiedenen Punkten in der Wildniß der Prairie errichtet werden, und jetzt gerade warb das Gouvernement der Vereinigten Staaten Rekruten an, welche nach diesen Forts gesendet werden sollten.

Die Meisten dieser Soldaten ließen sich unter die Kavalerie anwerben, und nachdem ich meinen letzten

Dollar ausgegeben, that ich ein Gleiches. Meine früheren Erfahrungen als Dragoner, die ich beweisen konnte, machten mir es nicht schwer, unter die Reiter aufgenommen zu werden.

Sich bei der Armee anwerben zu lassen, war ein seltsames Verfahren für einen Mann, der in der möglichst kürzesten Zeit ein Vermögen zusammenbringen wollte; aber ich erkannte, daß ich meinen Lebensunterhalt mit irgend Etwas gewinnen müßte, und daß ich weder pflügen, noch die Axt schwingen konnte.

Erst war ich durchaus nicht mit Dem zufrieden, was ich gethan, denn ich wußte, daß ich meine Mutter in den Wildnissen Amerika's nicht finden könnte, und daß ich, nachdem ich fünf Jahre in der amerikanischen Armee gedient, noch so weit wie je von Lenoren entfernt sein würde.

Doch ein Gedanke trug viel dazu bei, daß ich mich mit meiner neuen Lage aussöhnte, und dieser war, daß unsere Marschlinie nach Californien zu lag.

Drei Wochen nach unserer Ankunft bei den Kavalerieabtheilungen marschirten wir nach einer Station jenseits vom Fort Leavenworth.

Unser Marsch war nicht uninteressant, denn die Meisten meiner Kameraden waren junge Leute von heiterem Temperament, und der Staatsmann, der Philosoph, oder Theolog, die an unserm Lagerfeuer

weder Unterhaltung noch Belehrung hätten finden können, müßten sonderbare Menschen gewesen sein.

Unsere Compagnie bestand aus Leuten von allen Nationen, und Alle, oder fast Alle, waren intelligent und unglücklich, wie natürlich Jeder sein muß, der sich als gemeiner Soldat anwerben läßt.

Der Mensch ist das Geschöpf der Verhältnisse, über die er keine Gewalt hat, und die Verhältnisse, welche das Regiment geschaffen, dem ich angehörte, würden wahrscheinlich ein lehrreicheres und spannenderes Werk geben, als sonst irgend ein Damenroman, und Das ist mehr gesagt, als man mit Leichtigkeit beweisen könnte, wenn man nach dem Geschmack urtheilt, den die Mehrzahl der Leser unserer Zeit entfaltet.

Viele europäische Offiziere würden geglaubt haben, daß nur lockere Disciplin in dem Corps herrschte, dem ich angehörte, aber darin würden sie sich gewaltig irren.

Die Wirksamkeit unserer Disciplin bestand darin, daß es an der kleinlichen Ordnung fehlte, die vielleicht englische oder französische pedantische Offiziere herzustellen gesucht hätten, und die nur schlecht bei einem Marsch über unfruchtbare Ebenen und durch dichte Wälder angebracht gewesen wäre, wie wir sie zu passiren hatten!

Dieser Mangel an strenger Disciplin verhinderte

uns nicht daran, jeden Tag eine tüchtige Strecke zurückzulegen, und machte es uns dabei doch auch möglich, viel Wild zu schießen, welches wir dann Abends an unseren Lagerfeuern kochten.

Wir waren nicht verpflichtet, uns mit mehr zu belästigen, als was Jeder selbst für gut und klug hielt, und so glichen wir mehr einer Jagdgesellschaft, welche einen Zeitvertreib sucht, als Soldaten auf einem mühseligen Marsche.

Bei alledem jedoch näherten wir uns dem Ort unserer Bestimmung mit solcher Beschleunigung, wie man billiger Weise verlangen konnte.

In unserer Compagnie befand sich ein Mann, den man nur ‚Runaway*) Dick' nannte. Diesen Namen hatte man ihm gegeben, nachdem er uns eines Abends am Lagerfeuer mit der Erzählung einiger seiner Lebenserfahrungen unterhalten.

Er war von zu Hause fortgelaufen und zur See gegangen, war von jedem Schiff, mit dem er gefahren, fortgelaufen, hatte mehrere Berufszweige gewählt, und war jedes Mal Schulden halber fortgelaufen. Er hatte zwei Mal geheirathet, und war von jeder seiner Frauen fortgelaufen, und ehe er in unser Corps eintrat, war er aus einem Gasthaus fortgelaufen und

*) Ausreißer.

hatte dem gutmüthigen Wirth einen leeren Koffer als Bezahlung für eine große Rechnung zurückgelassen.

‚Runaway Dick‘ war einer der besten Büchsenschützen unserer Compagnie, und daß ich das wußte, ward vielleicht die Ursache, daß ich einst einen Schrecken erfuhr, wie keinen größeren in meinem Leben.

Ich hatte mich eines Morgens sehr früh erhoben, und da es sehr kalt war, zündete ich ein Feuer an. Ich hatte mich niedergekauert und fröstelte bei dem halb angebrannten Reisigbündeln, indem ich ein Büffelfell um die Schultern zog. Da sah ich, wie ‚Runaway Dick‘ sich unter einem Wagen, wo er geschlafen, hervorstahl. Als er mich erblickte, drehte er sich plötzlich um und legte seine Büchse an.

Ich hatte gerade noch Zeit, meine haarige Umhüllung abzuwerfen und aufzuspringen, denn drei Secunden später hätte mich eine Kugel durchbohrt!

„Verdammt! Ich dachte, Du wärest ein Bär,“ sagte Dick kaltblütig und setzte seine Büchse ab, wie es mir schien, etwas enttäuscht und ärgerlich, um seinen Schuß gekommen zu sein.

Später hörte ich, daß er mich nur habe erschrecken wollen. Wenn er dies wirklich gewollt, so war es ihm vollständig gelungen.

Nachdem wir unsere Station erreicht, war ich

allerdings nicht so mit meiner Lage zufrieden, als auf dem Marsche.

Die Disciplin ward eine strengere, und wir hatten viel ermüdende Arbeiten zu verrichten, da wir Hütten, Ställe und Festungswerke bauen mußten.

Außer dieser, sich für einen Soldaten wenig passenden Arbeit während des Tages mußten wir wechselsweise auf der Station Wache halten.

Täglich zogen Auswanderer nach Californien an uns vorüber. Wie beneidete ich sie um ihre Freiheit und die glänzenden Hoffnungen, die sie nach dem Goldlande lockten!

Eines Morgens war ‚Runaway Dick' nicht zu finden. Er war wieder davongelaufen. Es war nicht schwer zu errathen, wohin er geflohen — nach Californien.

Bei dieser seiner letzten Flucht schien er beweisen zu wollen, daß noch Ehrlichkeit in ihm stecke, denn er hatte weder sein Pferd noch seine Büchse mitgenommen.

Ich hörte, wie einige der Offiziere nach seiner Flucht von ihm sprachen, und auch wie einer ihn einen verwünschten Narren nannte, weil er nicht sein Pferd mitgenommen hätte, welches ihm doch nöthig auf der

langen Reise sein würde, die er zu machen hätte, ehe er den Ort seiner Bestimmung erreichte.

Als ich diese Bemerkung hörte, faßte ich den Entschluß, daß, wenn das Desertiren an mich käme, man nicht Gelegenheit haben sollte, mir jenes Prädicat beizulegen, wenigstens auf alle Fälle nicht aus demselben Grunde, wie dem ‚Runaway Dick.‘

Ob Dick's Beispiel irgend welchen Einfluß auf mich ausübte, weiß ich jetzt nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich bald darauf den Entschluß faßte, zu desertiren und mein Pferd mitzunehmen.

Ich hatte schon der Regierung der Vereinigten Staaten gedient, und glaubte gar nicht gut für meine Dienste belohnt worden zu sein. Ich würde wahrscheinlich geglaubt haben, ‚Uncle Sam‘ stehe in meiner Schuld, und daß ich, durch Austreten aus seinem Dienste und die Mitnahme von seinem Eigenthum, nur die Rechnung quitt machte; aber ich nahm mir damals ebensowenig wie jetzt die Mühe, mit meinem Gewissen zu spielen, um meine Handlungsweise durch irgend eine solche Entschuldigung zu rechtfertigen.

Das Pferd mitnehmen, war Diebstahl, aber ich brauchte das Thier auf der Reise, und dann wollte ich die Offiziere nicht glauben lassen, daß ich ein ‚verwünschter Narr‘ sei.

Nicht Jeder, der eine Regierung bestiehlt, wird

Dieb genannt," dachte ich, „und warum sollte ich denn so genannt werden, da ich doch nur Lenoren zu gewinnen suche?"

Ich konnte nicht die beste Zeit meines Lebens in einer Wildniß verschleudern, wo ich die ganze Nacht Schildwache stehen, und den ganzen Tag über mit an Festungswerken arbeiten mußte.

Es war abgeschmackt, einen intelligenten jungen Mann, wie ich, zu solchen Beschäftigungen anzuwerben. Mußte man nicht von mir erwarten, daß ich bei der ersten besten Gelegenheit heimlich Reißaus nehmen würde? Und würde man mich nicht für einen ‚verwünschten Narren' halten, wenn ich es unterließe?

Ich muß gestehen, daß diese Betrachtungen mich wenig beeinflußten; denn die wahre Ursache meiner Flucht lag in der Gewißheit, daß weder meine Verwandten, noch Lenore inmitten der großen amerikanischen Prairie zu finden sein würden, und daß ich, um sie zu finden, weiter müsse.

Eines Abends schickte man mich als Patrouille an einen, ungefähr zwei Meilen von dem Fort entfernten Ort. Der Himmel war finster, aber ich wußte, daß der Mond in einer Stunde hell scheinen würde.

Eine bessere Gelegenheit konnte sich mir vielleicht nie wieder bieten, und ich beschloß, dieselbe zu benutzen und zu desertiren.

Ich wußte, daß ich auf meiner Reise durch die Wildniß vielen Gefahren und Mühsalen begegnen würde, da ich ganz allein war; aber die Neugierde, wie ich dieselben wohl bestehen würde, bestärkte mich nur in dem Wunsche, Abenteuer zu erleben.

Der Weg nach meinem Wachtposten führte mich die Spur der nach Westen ziehenden Auswanderer entlang, und trotz der Dunkelheit vermochte ich dieser Spur leicht zu folgen. Ich ritt im Trab, und als der Mond aufging, fing ich an zu galoppiren, ohne bis Tagesanbruch kaum ein Mal anzuhalten. Da bemerkte ich ein schmales Flüßchen, welches durch ein enges Thal floß, und ritt darauf zu. Hier stieg ich ab und ließ mein Pferd grasen, denn das Gras wuchs hier so üppig, daß es dem Thier bis an die Kniee reichte.

Das Pferd war glücklicher, als ich, denn der lange Nachtritt hatte in mir einen Hunger geweckt, den ich keine Mittel hatte, zu stillen. Ich war hungrig und glücklich, glücklich, weil ich frei war, und auch aus demselben Grunde hungrig! Ein scheinbarer Widerspruch, und doch eine Wahrheit.

In den Bäumen am Ufer des Flusses zwitscherten Vögel, und ich hätte einen mit meiner Büchse oder meinem Revolver schießen, und dann über einem

Feuer braten können. Denn ein solches konnte ich mir anzünden. Doch aber war ich nicht hungrig genug, um mich durch den Knall eines Schusses möglicher Weise zu verrathen, und nachdem ich mein Pferd angebunden, damit es mir nicht desertire, legte ich mich in dem hohen Grase nieder und schlief fest ein.

Ich hatte die buntesten Träume, aber alle führten mich immer auf den einen zurück, daß die Welt mein Erbe, und ich im Begriff sei, dasselbe anzutreten.

Als ich erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel. Mein Pferd hatte seinen Hunger gestillt und sich, indem es dem Beispiele seines Herrn folgte, zum Schlafen niedergelegt.

Ich zögerte nicht, seine Ruhe zu stören, und nachdem ich es gesattelt und wieder bestiegen, ritt ich wieder den Auswanderern nach und meinem Glück und Lenoren entgegen.

Zweites Kapitel.

Der alte Johnson.

Ich ritt den ganzen Nachmittag und den Abend auf dieser Spur, bis ich, gerade wie die Dämmerung der dunkeln Nacht wich, einige Lagerfeuer erblickte. Ich hielt inne, um zu überlegen, was wohl das Beste zu thun sei.

Wenn ich an dem Lager anhielte, welches, wie ich vermuthete, Auswanderern gehörte, so konnte ich da gefangen genommen werden, im Fall man mich vom Fort aus verfolgte, denn meine Kleidung, das eingebrannte U. S. auf dem Pferd und der Militair=sattel erwiesen sich als Eigenthum von ‚Uncle Sam.‘

Dies bestimmte mich, so lange verborgen zu bleiben, bis ich mich etwas weiter vom Fort entfernt hätte.

Ich stieg an der Stelle, wo ich Halt gemacht,

ab, band mein Pferd an und versuchte zu schlafen. Bald aber merkte ich, daß ich das nicht konnte, weil mein Hunger ein zu großer war.

Vor mir sah ich die Lagerfeuer brennen, um welche die Auswanderer saßen. Diese würden wahrscheinlich meinen Hunger haben stillen können, aber ich fürchtete, mich ihnen zu nähern.

Mein Gewissen, oder vielmehr mein gesunder Menschenverstand sagte mir, daß Auswanderer in einer Wildniß nicht geneigt sein würden, einer Person ihre Gunst zu schenken, die sie schützen sollte, aber desertirt und sich dabei an fremdem Eigenthum vergriffen, auf welches jeder Bürger der Vereinigten Staaten ein Anrecht zu haben glaubt.

Sie hätten mich vielleicht nicht förmlich zurückgewiesen, sondern mir höchst wahrscheinlich etwas zu essen gegeben, aber vielleicht auch, wenn ich verfolgt worden wäre, den Händen meiner Verfolger überliefert.

Vor Tagesanbruch erwachte ich, nachdem ich einen kurzen Schlummer genossen, und nachdem ich schweigend mein Pferd bestiegen, ritt ich über das Lager der Auswanderer hinaus, wobei ich weit von der Spur abwich, um um sie herum zu kommen.

Bald jedoch fand ich die Fährte wieder und verfolgte dieselbe so schnell, als mein Pferd mich nur

tragen konnte. Da, als ich mich überall nach Wasser umsah, um an der Stelle ein Wenig anzuhalten und irgend ein Thier zu schießen, erblickte ich eine andere Gesellschaft Auswanderer, die eben von der Stelle aufbrachen, wo sie sich diese Nacht gelagert hatten.

Ein Zug der Reisenden befand sich zwischen mir und dem Fort, und ich hielt mich vor Verfolgung ziemlich gesichert. Ich ritt daher kühn auf die Wagen zu und sagte dem ersten Mann, dem ich begegnete, sehr einfach, daß ich etwas zu essen haben müßte.

„Nun, solche Reden gefallen mir," sagte er. „Hättet Ihr so demüthig um etwas zu essen gebeten, wie es vielleicht Viele gethan haben würden, so hättet Ihr wahrscheinlich nichts bekommen. Man schleppt seine Lebensmittel nicht gern fünfhundert Meilen weit, um sie dann zu verschenken; wenn Ihr aber sagt, daß Ihr etwas zu essen haben müßt, dann kann ich natürlich weiter nichts thun, als es Euch geben. Sally!" fuhr er fort, indem er einer jungen Frau zurief, die neben einem der Wagen stand, „gieb diesem Fremden hier etwas zu essen."

Indem ich mich umblickte, sah ich eine große Anzahl Leute, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters. Es schienen drei Familien zu sein, die ohne Zweifel zusammen auswanderten, um einander beizustehen und sich zu beschützen.

Es waren fünf oder sechs junge Männer dabei, welche die Söhne der Aelteren zu sein schienen, und ebenso viel junge Frauen, die höchst wahrscheinlich die Töchter der drei anderen, in den mittleren Jahren stehenden Männer waren. Eine große Heerde verschiedener Kinder, eine kleine Heerde Schafe, einige Stück Rindvieh, mehrere Pferde und ein halbes Dutzend halb verhungerter Hunde vervollständigten das lebendige Besitzthum der Gesellschaft.

„Ich glaube, Ihr seid desertirt?" sagte der Mann, den ich zuerst angeredet, nachdem er mich und mein Pferd gemustert.

„Nein," antwortete ich. „Ich bin auf dem Wege nach dem Fort Worl, habe mich aber verirrt und seit zwei Tagen nichts gegessen."

„Nun, solche Reden gefallen mir," antwortete der Auswanderer, welcher der Anführer des Zuges zu sein schien. „Wenn mir Jemand eine Lüge aufbinden will, so muß es eine gute sein und auch gut erzählt werden, mag ich sie nun glauben oder nicht."

„Was habt Ihr denn für einen Grund, mir nicht zu glauben?' fragte ich und stellte mich beleidigt, daß er an meinem Wort zweifelte.

„Weil ich Euch Eurem Aussehen nach nicht für einen ‚verwünschten Narren' halte," erwiderte er, „denn nur ein Narr würde in einem Fort, in einer

solchen Gegend länger bleiben wollen, als sich ihm keine Gelegenheit darbietet, zu entwischen."

Ich bildete mir sogleich die Meinung, daß der Mann, welcher eben mit mir sprach, der verständigste Mensch sei, den ich je gesehen, mich selbst nicht ausgenommen; denn er hatte nicht erst Lenoren zu sehen gebraucht, um zu wissen, daß ich wohl daran gethan, zu desertiren.

Nachdem ich meinen Hunger gestillt, zog ich mit den Auswanderern weiter, die aus drei Missourifarmern und ihren Familien bestanden und nach dem ‚gelobten Land' zogen.

Der Mann, mit welchem ich mich unterhalten, hieß Johnson, oder vielmehr ‚der alte Johnson,' wie ihn die jüngeren Männer nannten. Er war ein lebhafter, gewitzter alter Bursche, und ich bemerkte sogleich, daß er durch keine ersonnene Geschichte zu täuschen wäre.

Ich brachte daher eine andere Taktik in Anwendung und bekannte offen, daß ich ein Deserteur von den Vereinigten Staaten-Truppen sei, die das Fort bewachten, an dem er zuletzt vorübergekommen. Es war kaum nöthig, hinzuzufügen, daß das Ziel meiner Bestimmung Californien sei. Ich endete damit, daß ich dem alten Johnson vorschlug, ihm mit meinen Dien-

sten in jeder Beziehung zu Gebote stehen zu wollen, wenn er mich auf der Reise beköstigte.

„Nun, solche Reden gefallen mir," sagte er, als ich geschlossen. „Wir brauchen gerade Eure und Eures Pferdes Hilfe, und wir werden unser Bestes für Euch zu thun suchen. Ihr müßt bisweilen schwere Zeiten erwarten, ehe wir an unser Ziel gelangen, denn es giebt viel Arbeit und wenig zu essen; aber verrichtet nur Euer Theil Arbeit, und Ihr sollt es haben, wie wir Andern."

Etwas Besseres konnte ich nicht verlangen, und am nächsten Tage war ich in einen Anzug von halbwollenem Zeug gekleidet, und arbeitete mich nach Californien durch. Ich theilte die Anstrengungen der Anderen, indem ich Hindernisse vom Wege entfernte, das Vieh weidete und andere Dienste leistete, wie sie eben einem über Land reisenden Auswanderer zufallen.

Die Reise war lang, ermüdend und anstrengend, viel mehr, als ich es erwartet, und ich schwur viele Male an einem Tage, daß ich, wenn ich je wieder nach Californien ginge, es zur See thun wollte. Ich war ungeduldig, weiter zu kommen, und aufgebracht über die Langsamkeit, mit welcher wir vorwärts krochen. Bisweilen zerstreuten sich die Pferde und Rinder, und dann verlor man viel Zeit damit, sie wieder zusammenzutreiben.

Zuweilen kamen wir an einen Strom, wo eine Brücke gebaut oder ausgebessert werden mußte, so daß darüber zwei bis drei Tage vergingen. Da die Zugstiere und Zugpferde entweder starben, oder nicht weiter konnten, mußten sie zurückgelassen werden, und die Kraft der anderen Zugthiere ward beständig schwächer, bis sie endlich die schwerbeladenen Wagen nicht mehr zu ziehen vermochten, so daß ein Theil der Lasten auf die Prairie geworfen werden mußte.

Die ersten dieser weggeworfenen Sachen waren Teppiche und andere nutzlose Dinge, welche zwar nicht zur Reise erforderlich waren, welche aber den Frauen zu gefallen, oder auf deren Rath bei der Abreise auf die Wagen gepackt, und sechs- oder siebenhundert Meilen weit geschleppt worden waren.

Die Hunde, welche bei'm Beginn der Reise drei Meilen anstatt einer zurückgelegt hatten, so daß sie sich die Haut von den Füßen gelaufen, krochen jetzt hinter den Wagen her, ohne einen einzigen unnöthigen Schritt zu thun. Sie schienen endlich zu begreifen, daß die Reise sich in die Länge zöge, und daß das müßige Vergnügen, dabei noch Vögel zu jagen, nicht wahre Hundeweisheit sei.

Ich werde meine Leser nicht durch eine Erzählung von Abenteuern mit den feindlichen Indianerstämmen erschrecken, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil

wir keine zu bestehen hatten. Trotzdem aber verursachten uns die Indianer doch viel Angst, und die Furcht, ihnen zu begegnen, ließ uns stets auf unserer Hut sein Einer und bisweilen Mehrere mußten daher jede Nacht bei unserem Lager Wache halten.

Wenn meine Leser richtig folgen, so werden sie mir zutrauen, daß ich für keinen Theil dieser Erzählung meine Phantasie zu Hilfe genommen habe; sie werden leicht erkennen, daß ich dadurch, daß ich die Schilderung eines Zusammentreffens mit den Indianern vermeide, eine ausgezeichnete Gelegenheit verliere, meine Erzählung durch eine Erdichtung zu verschönen.

Als wir uns dem Ziele unserer Reise näherten, wurden die Zugthiere immer schwächer, bis endlich alle unter einem Joche vereinigt werden mußten, um nur einen Wagen fortzubringen, in welchem nur die kleinsten Kinder und wenige Pfund der nöthigsten Vorräthe sich befanden.

Die alten Damen machten die Reise während der letzten hundert Meilen mit ihren Töchtern zu Fuße, und als wir endlich die erste Ansiedelung erreichten, welche jenseit der Berge lag, konnte man fast nirgends eine Gesellschaft elenderer Geschöpfe sehen, als wir waren.

Ich machte durch meine Erscheinung keine Ausnahme von der meiner Gefährten. Mein Hut war nur

noch ein schmutziger Fetzen, den ich wie einen Turban um den Kopf gewunden, und meine Stiefel waren nur noch Stücken von Büffelfell, welche ich mit Schnuren um die Füße gebunden hatte. Bei alledem sah ich gerade nicht schlechter, wie die Anderen aus.

Mein Uebereinkommen mit dem alten Johnson war jetzt erfüllt, und ich konnte mich von ihm trennen, wenn ich wollte. Ich hatte Eile, bald nach den Goldgruben aufzubrechen, wohin sein ältester Sohn, James, welcher ungefähr zwanzig Jahre alt war, mich begleiten wollte. Der alte Johnson selbst beabsichtigte nicht, mit nach den Goldgruben zu gehen, weil er nach Californien gereis't war, um eine Farm da zu gründen, so lange das Land noch „jung“ wäre.

Er versah uns mit Geld, damit wir uns Kleider, Werkzeuge und auch eine Zeit lang Nahrung kaufen könnten, bis wir das Handwerk ordentlich verständen, das wir zu erwählen im Begriff ständen.

Ich versprach dem alten Johnson, seinem Sohn meinen Antheil an dem Gelde zurückbezahlen zu wollen, sobald ich es aus der goldreichen Erde Californiens gewonnen haben würde.

„Nun, solche Reden gefallen mir,“ sagte der alte Johnson, „denn ich bin arm, und da ich nur hergekommen bin, um erst ein Vermögen zu erwerben, so kann ich keinen Cent einbüßen.“

Ich schied mit einigem Bedauern von Mr. Johnson und den anderen Auswanderern, denn Alle waren freundlicher gegen mich gewesen, als ich Grund gehabt hatte, zu erwarten.

Ich habe nie die Menschen so schlecht gefunden, als wie sie oft geschildert werden, und meiner Meinung nach wird ein Jeder, der sich bemüht, treue Freundschaft zu gewinnen, dieselbe auch immer erlangen.

Ich habe gesehen, daß es der Mühe werth war, sich um die Freundschaft eines Menschen zu bewerben, der gewohnt war, über die Menschheit im Allgemeinen und seine Bekannten im Besonderen zu schimpfen. Ein solcher Mensch hat sich entweder der Freundschaft unwürdig erwiesen, und sie daher auch nie erhalten, oder wenn dies geschehen, so hat er etwas besessen, wofür er nicht dankbar ist.

Drittes Kapitel.

Eine Entdeckungsreise.

Nach dem Abschied von den californischen Ansiedlern begab sich der junge Johnson sogleich mit mir nach den Goldgruben an dem Yuba, wo wir uns, nachdem wir uns ungefähr einen Tag lang umgesehen, zu zwei Andern gesellten und dicht an den Ufern des Flusses einen gelös'ten Platz besaßen.

Wir waren gerade zu einer günstigen Zeit gekommen, nämlich im Sommer 1849, wo jeder Goldgräber gute Ausbeute fand. Es herrschte zu dieser Zeit viel Großmuth unter den Goldgräbern, und Diejenigen, welche keinen guten Platz durch ihre eigenen Anstrengungen entdecken konnten, erhielten einen angewiesen und zugleich Rathschläge, wie derselbe zu bearbeiten sei.

Unsere Gesellschaft arbeitete vier Wochen an dem gewählten Platze und hatte großen Erfolg, so daß viel Gold gefunden ward. Nie hegte ich glänzendere Hoffnungen für die Zukunft, nie schien mir Lenore näher zu sein.

Während des Winters konnte kein Gold in dem Yuba gewaschen werden, da das Wasser zu dieser Zeit zu hoch stand, und da wir nicht mehr lange zu arbeiten hatten, schlugen uns drei Männer, welche den Platz neben dem unserigen besaßen, vor, mit ihnen gemeinschaftlich einige neue Goldgruben aufzusuchen, wo wir den ganzen Winter fortarbeiten könnten, ohne durch zu viel Wasser oder zu viele Goldgräber gestört zu werden.

Einer unserer Nachbarn, der uns diesen Vorschlag machte, hatte einen Ort besucht, welcher ungefähr vierzig Meilen weiter im Lande lag, und wo er einen Platz zu finden hoffte, wie wir ihn wünschten. Unser Nachbar war auf einem Jagdausflug dahin gekommen und hatte nicht nach Gold gesucht, weil er keine Werkzeuge dazu mit sich genommen; aber er war durch die Lage des Ortes und die Bodenbeschaffenheit der Gegend zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir dort einige ergiebige trockene Goldlager finden würden, worin wir den Winter über arbeiten könnten.

Es ward vorgeschlagen, daß Einer von uns den Mann auf einer solchen Entdeckungsreise begleiten sollte. Wir wollten viele Lebensmittelvorräthe mit uns nehmen und so lange suchen, bis wir Gruben fänden, wie wir sie wünschten.

Diesem Vorschlag stimmten beide Theile bei, und ich ward von Johnson und meinen andern beiden Begleitern gewählt, ihre Stelle bei dem Ausflug zu vertreten, dessen Kosten gemeinschaftlich von Allen getragen werden sollten.

Ehe ich aufbrach, gab ich dem jungen Johnson mein bereits gewonnenes Gold in Verwahrung. Es war Dies eine Masse von ungefähr sechzig Unzen.

Der Jäger und ich brachen auf und nahmen drei Maulthiere mit uns. Jeder von uns ritt eins, und hatte seine wollene Decke über den Sattel geschnallt. Ein sechzehnpfündiger Mehlsack, andere Nahrungsmittel, ein Zelt und die nöthigen Werkzeuge bildeten die Ladung des dritten Maulthieres, welches das war, was man in der californischen Sprache ein Packmaulthier nennt.

Meinen Gefährten kannte ich nur unter dem Namen Hiram. Ich entdeckte bald, daß er kein angenehmer Gesellschafter sei, wenigstens nicht bei einer Expedition, wie wir sie unternommen. Er war nicht gesellig, sondern konnte stundenlang neben mir her-

reiten, ohne ein Wort zu sprechen, und wenn er dann ein Mal reden mußte, so antwortete er mit einer Stimme, die keineswegs melodisch war.

Das Thier, welches ich ritt, hatte man ‚Monte' getauft, das Hiram's ‚Poker' und das, welches die Ladung trug, ‚Uker.' Nach dieser Benennung unserer Thiere hätte man uns leicht irrthümlicher Weise für ein Paar Gauner halten können, denn es sind Dies auch die Namen von in jenen Ländern üblichen Kartenspielen.

Unsere Reise über die Hügel war keine sehr schnelle. Wir konnten keinen geraden Weg einschlagen und ritten fortwährend um steile Bergrücken herum, oder erzwangen unsern Weg über Nebenströme des Hauptflusses, an welchem letzteren wir häufig meilenweit aufwärts reiten mußten, ehe wir eine Uebergangsstelle finden konnten.

Obgleich wir so glücklich waren, gute Maulthiere zu besitzen, so glaube ich doch nicht, daß wir durchschnittlich mehr als fünfzehn Meilen täglich zurücklegten, nämlich in gerader Linie von dem Punkte, an welchem wir aufgebrochen, obschon die wirkliche Entfernung, die wir zurückgelegt, über dreißig Meilen betrug.

Spät am Abend des dritten Tages, seitdem wir unterwegs waren, verwickelte sich unser Lastthier bei'm

Durchwaten eines Flusses in die Zweige eines sich neigenden Baumes, und während Hiram das Thier zu befreien suchte, ward er in's Wasser gezogen und gegen einen Ast geklemmt, so daß er sich ernsthaft beschädigte.

Diese Nacht lagerten wir uns an dem Strom, nicht weit von der Stelle, wo der Unfall sich ereignet hatte. Ungefähr um Mitternacht, als ich mein Thier ‚Monte' auf einen neuen Weideplatz führen wollte, ward das Thier plötzlich über Etwas unruhig und entlief mir, indem es mir den Lasso durch die Hände zog, bis nicht nur die Haut rein von meinen Fingern abgeschält ward, sondern mehrere bis auf die Knochen blosgelegt wurden. Ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich nicht gleich so klug war, den Lasso loszulassen, aber wie gewöhnlich kamen die Vorwürfe erst, nachdem der Schade geschehen war.

Nachdem das Maulthier sich frei gemacht, flog es über den Bergrücken dahin, wie aus einer Kanone geschossen, während Paker und Uker dem Beispiel ihres Gefährten folgten, ihre Bande in demselben Augenblicke sprengten, und eben so schnell hinterdrein rannten.

Ich kehrte zu Hiram zurück und theilte ihm die unangenehme Nachricht mit, daß die Maulthiere davongelaufen wären.

„Das ist eine sehr alberne Bemerkung," sagte er, „denn Ihr wißt, daß ich nicht taub bin."

Diese Antwort klang nicht sehr freundlich, aber da ich mir vorgenommen, mich so lange wie möglich mit meinem Gefährten gut zu vertragen, so that ich, als ob ich seine Bemerkung nicht hörte. Ich sagte nur, daß entweder ein grauer Bär oder Indianer in der Nähe sein müßten, weil die Maulthiere fortgelaufen wären.

„Natürlich ist einer da," sagte Hiram in noch rauherem Tone als je.

Ich glaubte, es sei sehr albern von ihm, mir Schuld an dem Verlust der Maulthiere beizumessen, und ärgerte mich ein Wenig über die Art und Weise, in welcher er mir geantwortet hatte.

Ich sagte jedoch weiter Nichts, sondern ging auf die Seite, verband meine Finger und versuchte ein Wenig zu schlafen. Mit Sonnenaufgang erhob ich mich, und nachdem ich erst meine verwundeten Finger frisch verbunden, zündete ich ein Feuer an und bereitete Kaffee.

„Kommt doch, Hiram," rief ich in ermuthigendem Tone, „vorwärts, Kamerad! Wir werden vielleicht ein schweres Tagewerk zu vollbringen haben, denn wir müssen die Maulthiere suchen, aber wir werden sie ohne Zweifel finden."

„Sucht die Maulthiere nur allein," antwortete er; „ich werde es nicht thun."

Es ward mir sehr schwer, mein Temperament zu beherrschen und eine unhöfliche Antwort gegen Hiram zurückzuhalten.

Um jeder seiner schlechtlaunigen Reden aus dem Wege zu gehen, begab ich mich wieder an das Feuer und aß mein Frühstück allein.

Während ich Dies that, überlegte ich mir, was wohl am Besten zu thun sei, und kam zu dem Entschluß, mein Thier Monte zu suchen, und dann, wenn ich es gefunden haben würde, zu meinen Gefährten an den Yuba zurückzukehren.

Ich wußte gewiß, daß, wenn ich es versuchte, mit Hiram unsere Entdeckungsreise fortzusetzen, und wenn er mit den unangenehmen Bemerkungen, wovon er mir schon Proben gegeben, nicht aufhörte, es gewiß zu einem ernsthaften Zank zwischen uns kommen würde.

In gewissen Gegenden der Erde, wo sich die Menschen für sehr aufgeklärt halten, kommt es auch häufig vor, daß Zwei an einander gerathen und derbe Reden führen. Sehr selten aber entsteht Etwas weiter daraus, als der Beweis, daß die Zänker mürrische Käuze sind.

Nicht so ist es aber in Californien, wo die Menschen sehr ernstlich böse werden können, und zwar oft über geringfügige Dinge. Hätte nun ein ernster Streit zwischen meinem Kameraden und mir stattgefunden, so wußte ich, daß blos eine Geschichte davon hätte erzählt werden können, nämlich von Dem, welcher den Andern besiegt, das heißt, um's Leben gebracht hätte.

Ich beendigte mein Frühstück, und indem ich Hiram in seiner Decke liegen ließ, eilte ich über den Bergrücken davon, um Monte zu suchen. Ich suchte ungefähr sechs Stunden lang nach den Maulthieren, da ich sie aber nicht fand, so kehrte ich ohne sie in unser Lager zurück.

Hiram lag immer noch in seine Decke eingehüllt da, gerade so, wie ich ihn verlassen, und plötzlich schoß mir ein Gedanke durch die Seele, wie ein Blitz über den sternenlosen Himmel.

Hiram war krank, und ich hatte ihn vernachlässigt!

Die Quetschung, die er erlitten, als er an den sich neigenden Baum stieß, war schlimmer, als ich gedacht. Da er sich aber nicht darüber beklagt, so hatte ich die Sache für unbedeutend gehalten.

In dem Augenblick, wo ich meinen Irrthum erkannte, eilte ich an Hiram's Seite.

„Hiram," sagte ich, „Ihr seid wohl krank? Vergebt mir, wenn Ihr könnt. Ich fürchte, daß meine Gedankenlosigkeit und mein hitziges Temperament Euch viel Schmerz bereitet haben."

Er erwiderte Nichts auf meine versöhnlichen Worte. Er hatte heftiges Fieber und bat mit schwacher Stimme um Wasser.

Ich nahm das Blechgefäß, in welchem ich den Kaffee bereitet, und nachdem ich es am Strom gefüllt, gab ich dem Kranken ein Nösel voll zu trinken.

Er trank das Wasser begierig und vermochte dann mit mir zu sprechen. Er sagte, er sei froh, daß ich wieder gekommen, denn er wollte mir gern sagen, wo er etwas Gold vergraben habe, und wo seine Frau und seine Kinder wohnten, damit an sie geschrieben werden könnte.

Das Sprechen fiel ihm sehr schwer, und bald bat er um mehr Wasser.

Wieder füllte ich den Becher beinahe voll und gab es ihm. Nachdem er ihn bis auf den letzten Tropfen ausgeleert, bat er mich, ihm die Kaffeekanne zu geben; da ich aber glaubte, er habe genug Wasser getrunken, so willfahrtete ich seinem Begehren nicht, sondern suchte ihn zu überzeugen, daß zu viel Wasser ihm ernstlich schaden könnte.

Er antwortete nur dadurch, daß er nach noch mehr Wasser jammerte.

„Wartet nur eine kleine Weile," sagte ich. „In wenigen Minuten sollt Ihr mehr bekommen."

„Gebt es mir jetzt! Gebt es mir jetzt! Wollt Ihr mir jetzt keins geben?"

Da ich wußte, daß schon die Menge, die er bereits getrunken, ihm schaden konnte, so weigerte ich mich, ihm noch mehr zu geben.

„Gebt mir Wasser!" rief er mit mehr Energie in Stimme und Wesen aus, als ich ihn je hatte an den Tag legen sehen.

Ich antwortete mit einem verneinenden Kopfschütteln.

„Unmenschlicher Wicht!" rief er zornig. „Ihr wollt nicht? Einem Sterbenden einen Tropfen Wasser zu verweigern!"

Ich bemühte mich noch ein Mal, ihn zu überzeugen, daß es gefährlich sein würde, wenn er noch mehr Wasser tränke; aber während ich noch so mit ihm sprach, bemerkte ich, wie eine plötzliche Veränderung in seinen Zügen vorging.

Er richtete sich halb auf und fing dann an, mir entsetzlicher zu fluchen, als ich es je von den Lippen

eines Sterbenden vernommen! Nachdem Dies mehrere Minuten gedauert, sank er auf das Gras zurück und lag still und bewegungslos da.

Nachdem eine kurze Zeit verstrichen, näherte ich mich dem schlaffen Körper und legte sanft die Hand auf Hiram's Stirn. Nie werde ich das Gefühl vergessen, welches mich durchschauerte, als ich ihn berührte. Er war bereits kalt und feucht — und Dies überzeugte mich, daß mein Gefährte aufgehört hatte, zu leben!

Den ganzen folgenden Tag verbrachte ich damit, daß ich die Maulthiere zu finden suchte. Wäre es mir gelungen, so würde ich die Leiche mit nach einem Goldgräberlager genommen und da auf christliche Weise bestattet haben.

Da Dies jedoch unter den obwaltenden Umständen nicht möglich war, so schaufelte ich nur ein nicht sehr tiefes Grab aus und begrub die Leiche, so gut ich es vermochte.

Nachdem ich diese traurige Arbeit beendet, begab ich mich zu Fuß fort, um wieder zu meinen Gefährten an dem Yuba zurückzukehren, wo ich nach mehreren Tagen einer mühseligen Wanderung mit wunden Füßen und entmuthigtem Herzen ankam.

Mein Abenteuer hatte mich Zweierlei gelehrt. Erstens, nie wieder Jemanden einen Trunk Wasser zu verweigern, wenn ich ihn geben könnte, und zweitens, bei der Auslegung der Worte Anderer behutsam zu sein, damit ich mir nicht ein Unrecht einbildete, wo man keins hatte begehen wollen.

Viertes Kapitel.

Richard Guinane.

Bei meiner Rückkehr an den Yuba, wohin ich die traurige Mittheilung von dem Tode meines Kameraden wie auch die von dem unglücklichem Ende unserer Entdeckungsreise brachte, suchten Hiram's Gefährten nach seinem Golde an allen Orten, wo er es wahrscheinlich hin vergraben hatte.

Ihr Suchen blieb jedoch fruchtlos, denn der kostbare Schatz war nicht zu finden. Unglücklicherweise wußte Keiner von uns, wo Hiram's Familie wohnte. Zufällig hatte man ihn sagen hören, daß er aus dem Staate Delaware sei, aber Dies war nicht genügend, um Einen von uns in den Stand zu setzen, mit seinen Verwandten in Verbindung treten zu können.

Seine Frau hat wahrscheinlich lange auf seine Rückkehr gewartet und hält ihn vielleicht noch jetzt jener Treulosigkeit schuldig, die nur zu oft unter Männern vorkommt, welche die Ihrigen in gleicher Absicht, wie Hiram, verlassen haben.

Da unser Goldgrabeplatz am Yuba ziemlich erschöpft war, so gaben wir unsere gemeinsame Thätigkeit auf, und ein Jeder beschloß, für sich allein irgend wohin zu gehen. Der junge Johnson, welcher mein Gefährte auf der Prairie gewesen, beschloß, da er nie so lange von den Seinigen entfernt gelebt, nach Hause zurückzukehren und den ganzen Winter über dort zu bleiben.

Ich hatte gute Berichte über die südlichen Gräbereien gehört, wo man während der regnerischen Jahreszeit am Besten arbeiten konnte, da es trockene Gruben waren.

Drei oder vier Männer von derselben Abtheilung, wo wir beschäftigt gewesen, waren im Begriff, nach dem Mocolumne aufzubrechen, und nachdem ich James Johnson und meinen andern Kameraden ein freundliches Lebewohl gesagt, machte ich mich mit der andern Gesellschaft auf den Weg.

Nachdem wir den Ort unserer Bestimmung erreicht, verband ich mich mit zwei meiner Reisegefährten, und wir arbeiteten fast den ganzen Winter über

in Red Gulch, wobei wir alle Drei reiche Ausbeute fanden.

Nachdem wir unsere Grube erschöpft, verließen mich meine beiden Gefährten, um in ihre Heimath, nach New=York, zurückzukehren. Da ich nun wieder allein war, so beschloß ich, noch weiter nach Süden, an den Tuolumne=Fluß, zu gehen und da mein Glück während des Sommers zu versuchen.

Auf meinem Wege nach dem Tuolumne traf ich mit einem Mann, Namens Richard Guinane, zusammen, welcher eben aus der Stadt San Francisco kam. Er befand sich ebenfalls auf der Reise nach den Goldgruben am Tuolumne, und wir beschlossen, den Weg gemeinschaftlich zu machen.

Er wollte sein Glück im Goldsuchen zum zweiten Male versuchen, und da er ein angenehmer Gefährte war, so schlug ich ihm vor, für gemeinschaftliche Rechnung zu arbeiten. Mein Vorschlag ward unter der Bedingung angenommen, daß wir uns eine Zeit lang am Stanislaus aufhielten, weil mein Gefährte von den goldreichen Niederschlägen dieses Flusses eine hohe Meinung hatte.

Hiergegen hatte ich Nichts einzuwenden, und als wir den Stanislaus erreicht hatten, schlugen wir unsere Zelle an dem nördlichen Ufer auf.

Als ich etwas näher mit der Geschichte von Richard Guinane's Leben bekannt ward, hätte ich vernünftiger Weise nicht mehr gemeinschaftliche Sache mit ihm machen sollen. Seiner eigenen Erzählung nach war er zum Unglück geboren, und da Dies der Fall war, so konnte ich kaum hoffen, daß die Glücksgöttin mir hold sein würde, so lange ich in seiner Gesellschaft bliebe. Richard Guinane war in der That das Opfer unglücklicher Verhältnisse, wie viele Andere auf dieser Welt es sind, wenn es auch Wenige giebt, denen Fortuna nicht wenigstens zuweilen lächelte, möge es nun verdientermaßen geschehen, oder nicht.

Richard Guinane war, seinen eigenen Worten nach, Einer dieser Wenigen. Alles schien wider ihn zu sein. Jede wohlwollende oder lobenswerthe Handlung, die er ausführte, ward von der Welt als von irgend einer niedrigen und selbstsüchtigen Gesinnung eingegeben angesehen. Wenn er Jemanden eine Freundlichkeit erweisen wollte, so verkehrte dieselbe sich in eine Beleidigung für die Personen, denen er wohlthun wollte. Wenn er einen Freund zu gewinnen suchte, so machte er sich nur einen Feind!

Seine Hoffnungen auf Glück hatten sich stets als trügerisch erwiesen, seine Ahnungen kommenden Unglücks waren dagegen stets in Erfüllung gegangen.

Stolz, Ehrgefühl, kurz, jede edle Regung, welche der Mensch besitzen soll, schien ihm eigen zu sein, und doch beherrschte das Schicksal diese Empfindungen auf solche Weise, daß jede Offenbarung derselben der Welt die Rückseite des wahren Beweggrundes dazu zeigte.

Dies war Guinane's Character, wie ich ihn theilweise aus seinen eigenen Erzählungen, und theilweise aus Thatsachen kennen lernte, deren Entwickelung ich beobachtete.

Gewisse Verhältnisse seines Lebens, die er mir mitgetheilt, prägten sich meinem Gedächtniß ein, noch mehr aber die, welche ich mit erlebte, und welche seinem unglücklichen Dasein ein plötzliches und tragisches Ende bereiteten.

Die Lebensgeschichte dieses Mannes ist zu seltsam, als daß ich sie hier nicht wiedergeben sollte.

Richard Guinane war aus dem Staate New-York gebürtig, wo sein Vater starb, als Richard noch nicht ganz fünf Jahre alt war, und eine Gattin und drei Kinder zurückließ, von denen Richard oder Dick, wie man ihn nannte, das älteste war.

So früh schon begann Dick's Unglück, daß er, noch ehe er sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, in

seinem Dorfe für den ärgsten Dieb und Lügner ausgeschrieen war!

Sobald ein Mal dieser Ruf an ihm haftete, konnte kein Kirchenfenster zerbrochen, oder sonst eine Bosheit verübt werden, die nicht Dick Guinane zugeschrieben ward, obgleich er, seiner eigenen Erzählung nach, der artigste Knabe im ganzen Dorfe war!

Nicht weit von der Wohnung seiner Mutter lebte die Wittwe eines Kaufmanns, welcher seinem einzigen Kinde, einem Mädchen, ein kleines Vermögen hinterlassen hatte. Die Wittwe führte die alleinige Aufsicht sowohl über das Vermögen, wie über die Erbin desselben, welche schon ziemlich erwachsen war.

Mit entzückender Stimme antwortete die junge Dame auf den Namen Amanda Milne.

Sie hatte Dick von ihrer frühesten Kindheit an gekannt, und hegte daher eine bessere Meinung von ihm, als von jedem andern Knaben im Dorfe. Sie war außer Dick's Mutter die Einzige, welche Liebe für den armen Jungen empfand, denn alle Anderen betrachteten ihn als einen lebendigen Beweis der bewunderungswürdigen Langmuth Gottes!

Wie die meisten jungen Damen lernte auch Amanda einige Fertigkeiten, um ihre Zeit auf angenehme und nutzlose Weise todtschlagen zu können.

Die erste Arbeit, die sie zu ihrer vollständigen Befriedigung vollendet, war eine seidene Börse, an welcher sie nicht ganz zwei Monate gestrickt hatte, und bei der ersten günstigen Gelegenheit ward Dick mit dieser Börse beglückt.

Nicht lange darauf wünschte Amanda's Mutter die Arbeit einigen Freundinnen zu zeigen, um ihnen einen Begriff von dem Fleiß und der Geschicklichkeit ihrer Tochter zu geben, welche aufgefordert ward, die Börse zu bringen.

Amanda wußte, daß Dick bei den Bewohnern des Dorfes nicht beliebt war, und daß selbst ihre Mutter eine besonders schlechte Meinung von ihm hatte. Ueberdies waren Guinanes auch nicht so reich, wie die Wittwe Milne, und in Vieler Meinung herrschte durchaus keine Gleichheit zwischen den beiden jungen Leuten, welche diese Familien repräsentirten.

Obgleich Amanda dies Alles sehr wohl wußte, so würde sie doch höchst wahrscheinlich, wenn sie mit ihrer Mutter allein gewesen wäre, die Wahrheit gesagt haben; in Gegenwart von Fremden aber handelte sie, wie viele andere Mädchen unter ähnlichen Umständen gethan haben würden.

Sie sagte nämlich, sie habe die Börse verloren und überall danach gesucht, ohne sie jedoch finden zu können.

Ungefähr zu derselben Zeit sah man Dick im Besitz einer Börse, und er wollte nicht sagen, wie er zu derselben gekommen sei. Nun wurden die beiden Thatsachen, daß Amanda Milne eine Börse verloren, und daß Dick Guinane eine solche besaß, zusammengehalten, so daß die Bekannten beider Familien zu dem Schlusse kamen, Amanda habe, wie sie selbst gesagt, ihre Börse verloren, und Dick dieselbe gefunden und widerrechtlich an sich behalten.

Die Zeit verfloß, und jeder Monat brachte neue Beweise von Dick's Bosheiten, so daß er in der Achtung seiner Bekannten immer tiefer sank.

Mistreß Guinane war ein Mitglied der Methodistenkirche, welcher der ehrwürdige Joseph Grievous vorstand. Dieser Herr hatte die Gewohnheit, lange Unterhaltungen mit Mistreß Guinane über die zunehmende Bosheit ihres Sohnes zu führen.

Trotz ihrer großen Verehrung für ihren geistlichen Lehrer konnte Mistreß Guinane doch nicht Dick's schreckliche Fehler bemerken. Doch aber beklagte man sich bei ihr so oft über Dick, daß er Katzen, Hunde, Gänse tödte, Obst stähle und Fenster zerbräche, und diese Anklagen schienen alle so wahr zu sein, daß Mistreß Guinane den armen Dick in's Gebet zu nehmen

pflegte und ihm lange mütterliche Vorlesungen hielt, wenn Dies auch auf freundliche Weise geschah.

Dick betheuerte jedoch stets seine Unschuld, sogar in Gegenwart von Mr. Grievous, und suchte die besten Beweisgründe dafür hervor. Dieses Behaupten der Unschuld war in Mr. Grievous' Augen eine Gottlosigkeit, die alle übrigen Missethaten Dick's überstieg, und der fromme Herr rieth Mistreß Guinane, Dick so lange zu schlagen, bis er ein Geständniß seiner Bosheiten abgelegt und Reue darüber zeige! Mistreß Guinane weigerte sich jedoch standhaft, ein solches Verfahren einzuschlagen.

Eines Tages war Dick in einer benachbarten Stadt gewesen und bei seiner Rückkehr an einem Hause vorübergekommen, an dessen Thor man das alte und wohlbekannte Pferd seiner Hochwürden angebunden. Dick bemerkte das Pferd und vermuthete, daß der ehrwürdige Eigenthümer desselben in dem Hause sein müßte. Er ging ruhig weiter.

Als er ziemlich das Haus seiner Mutter erreicht hatte, ward er von dem Pferd überholt, welches ihm auf der Landstraße nachgetrabt war. Das Pferd hatte jedoch keinen Reiter, und es war nicht schwer zu errathen, daß es nur locker angebunden gewesen war, und sich losgemacht hatte.

Dick hielt das Pferd auf, bestieg es und ritt zurück, um es dem Geistlichen wieder zuzuführen, denn er konnte nicht zugeben, daß eine so fromme Person im Schmutz nach Hause ginge.

Der Weg war schlecht, wie auf den meisten Landstraßen der Vereinigten Staaten, und Dick war bereits von einem langen Marsch ermüdet. Wenn er das Pferd nach dem Hause zurückführte, wo der Geistliche einen Besuch abstattete, so hatte er dann über eine Meile zu Fuße zurückzulegen, aber keine Rücksicht auf sich selbst konnte Dick abhalten, Das zu thun, was er für seine Pflicht hielt.

Als Mr. Grievous aus dem Hause trat, in welchem er eins seiner Kirchkinder besucht hatte, war er sehr erstaunt, sein Pferd nicht mehr vorzufinden; das Geheimniß ward ihm jedoch klar, als er, nachdem er ein Stück gegangen, Dick Guinane auf seinem Pferde sitzen sah.

Das war Mr. Grievous sehr willkommen. Dick trieb wieder Allotria und wurde dabei auf frischer That ertappt, denn er ritt ein fremdes Pferd, und obendrein das seines eigenen Seelsorgers!

Der ehrwürdige Mr. Grievous hatte schon lange auf eine solche Gelegenheit gewartet. Er schrieb alle Missethaten Dick's dem Mangel an gehöriger Prügel

zu, und jetzt hatte er guten Grund, sich Vollmacht dazu herauszunehmen. Dick besaß keinen Vater, der ihn für seine Fehler gezüchtigt hätte, und Mr. Grievous' Meinung nach war seine Mutter zu mild gegen den Jungen.

Er hatte sich lange vorgenommen, wenn er Dick bei irgend einer Unart erwischte, ihm sowohl als wie auch der ganzen Gemeinde eine tüchtige Lehre zu geben. Er erfüllte damit seiner Ansicht nach nur eine Pflicht, die sein heiliges Amt ihm auferlegte, und die Gelegenheit, die sich jetzt bot, war zu gut, als daß er dieselbe hätte unbenutzt lassen sollen.

Dick ritt auf den Geistlichen zu, stieg ab und redete ihn in einer Weise an, die seine Unschuld genügend bewies. Vielleicht hätte auch eine andere Person, als Mr. Grievous, Dies eingesehen; aber bei diesem verschlimmerte Dick's vertrauensvolles Betragen, welches ihm das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, eingab, nur die Uebelthat, welcher man ihn für schuldig hielt. Dick's kühne Frechheit war nur das Betragen eines Menschen, welcher schon lange an das Verbrechen gewöhnt ist, dachte Mr. Grievous!

Ohne Dick Zeit zu einer Erklärung zu lassen, ergriff er ihn daher bei'm Kragen und begann ihn tüchtig mit seiner Reitpeitsche zu züchtigen.

Dick war schon über sechszehn Jahre alt, und überdies stark und kräftig.

Seine Ehrfurcht gegen Alle, die er als seine Vorgesetzten betrachtete, war jedoch so groß, daß er eine Zeit lang die Züchtigung des Pastors ertrug und diesem, ohne Widerstand zu leisten, gestattete, seine eingebildete Pflicht auszuüben.

Dennoch konnte die menschliche Natur nicht lange eine solche Behandlung aushalten, und da Dick endlich die Geduld ausging, hob er einen Stein auf und schleuderte ihn dem Geistlichen an den Kopf, so daß der ehrwürdige Zuchtmeister schwer zur Erde niederschlug.

Bald jedoch stand er wieder auf und würde höchst wahrscheinlich seine Peitsche in heftigerer Weise gebraucht haben, wäre sein Opfer noch in der Nähe gewesen. Dick aber hatte sich vor weiterer Bestrafung durch die Flucht zu retten versucht, und war bald weit von seinem zornigen Pastor entfernt.

Am nächsten Tage ward Dick vor einen Friedensrichter citirt, wo Mr. Grievous eine etwas wahre Erzählung der Umstände zu geben gezwungen war, da er Alles beschwören mußte. Das Gericht konnte Nichts weiter thun, als den Angeklagten freisprechen, wenn auch mit Widerstreben und großem Bedauern, daß die

strenge Gesetzesvorschrift es nicht gestattete, die Missethat auf die Weise zu rügen, wie es verdientermaßen hätte geschehen sollen!

Für Dick Guinane war die Heimath nun keine Friedensstätte mehr.

Auf den Straßen wies man mit Fingern auf ihn, andern Knaben seines Alters ward es von ihren Eltern verboten, mit ihm zu spielen, und die kleinen Schulmädchen liefen entsetzt davon, wenn sie ihn kommen sahen. Der Meinung der Dorfbewohner nach hatte er den Höhepunkt irdischer Sündhaftigkeit erreicht.

Da schickte man ihn denn zu einem Onkel, dem Bruder seiner Mutter, welcher in New-York wohnte. Ehe Dick die Heimath verließ, versuchte er Amanda Milne einen Besuch zu machen, an der Thür aber kam ihm die Mutter entgegen, die ihn weder hinein-, noch ihre Tochter zu ihm herauslassen wollte.

Kurz, nachdem er seine neue Heimath in der großen Stadt erreicht hatte, erhielt er einen Brief von seiner Mutter, in welchen ein Billet von Amanda eingelegt war, dessen Inhalt ihn theilweise für alles Unrecht, welches er erduldet, entschädigte.

Während eines fünfjährigen Aufenthaltes in New-York hatte er bei keinem Unternehmen Erfolg,

und unglücklicherweise, wenn auch nicht durch seine Schuld, verlor er das Vertrauen seines Onkels, wie auch dessen Schutz.

Er kehrte daher nach seinem Geburtsort zurück, wo er fand, daß man immer noch seiner mit Abneigung gedachte.

Er erklärte Amanda Milne seine Liebe, aber sein Antrag ward verworfen. Amanda gab wohl zu, sehr für ihn eingenommen zu sein, und daß er keinen Nebenbuhler in ihrer Zuneigung habe; aber welches Mädchen vermag dem Spott ihrer Bekannten und dem Zorn ihrer Eltern dadurch zu trotzen, daß sie einen Liebhaber erhört, der überall gemieden und verdammt wird?

Wieder sagte Dick seiner Heimath Lebewohl, und nach vielen Wechselfällen in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten begab er sich endlich nach Californien. Er war einer der glücklichen Goldsucher am Featherfluß gewesen, und hatte das gewonnene Geld in einem Modewaarengeschäft in San Francisco angelegt.

Gerade eine Woche, nachdem er sein neues Geschäft eröffnet, brannte San Francisco und auch Dick's Laden mit sammt seinem Inhalt bis auf den Grund nieder.

Er begab sich mit nur noch hundert Dollars wieder nach den Goldgruben, und es war auf seiner Reise dahin, wo er mich traf, und wo wir Beide gemeinschaftliche Sache machten, wie bereits oben erzählt worden ist.

Fünftes Kapitel.

Vereitelung eines Plünderungsplans.

Nachdem wir am Stanislaus eingeschlagen, arbeiteten wir drei Wochen lang angestrengt ohne den geringsten Erfolg. Jeder andere Goldgräber schien leidlich viel Gold zu finden, aber die Gruben, wo Guinane und ich suchten, schienen die einzigen Stellen am Stanislaus zu sein, wo kein Gold vorhanden war, denn kein Körnchen belohnte unsere Mühe.

„Es wäre um Ihretwillen besser, wenn wir uns trennten,“ sagte Guinane eines Abends zu mir, nachdem wir den ganzen Tag gearbeitet und Nichts gefunden hatten. „Sie werden nie Glück haben, so lange Sie mit mir gemeinschaftliche Sache machen.“

Ich war geneigt dazu, in den Worten meines Kameraden Wahrheit zu finden, aber der Gedanke,

einen Menschen nur deßwegen zu verlassen, weil er unglücklich gewesen, widerstrebte mir.

„Ihr Schicksal wird nicht mehr lange mit dem meinigen im Kampfe liegen,“ antwortete ich, „denn ich bin einer der glücklichsten Menschen von der Welt. Wenn wir zusammen fortarbeiten, so wird mein Glück mit der Zeit das Unglück, welches Sie verfolgt, überwinden. Wir wollen daher noch eine Weile zusammenhalten.“

„Nun gut,“ sagte Guinane, „aber ich warne Sie, denn Jemand oben oder vielleicht unten hat eine Pike auf mich, und der gute Geist, wlecher Ihnen beisteht, muß daher sehr mächtig sein, um Alles glatt machen zu können. Führen Sie mich jedoch, und ich will Ihnen folgen.“

Ich ward denn nun auch Führer, und wir begaben uns weiter südlich nach Sonora, wo wir an einem Orte zu graben begannen, welcher Dry Creek hieß. Hier ward unsere Arbeit mit Erfolg gekrönt, so daß wir uns nicht zu beklagen hatten.

Abends pflegten wir oft nach Sonora zu gehen und uns durch die Beobachtung der Scenen in den Spielhäusern, oder durch einen Tanz mit den helläugigen mexikanischen Señoriats zu unterhalten.

Eines Abends, als wir in einem der Spielhäuser verweilten, sahen wir einen Goldsucher, der in

hohem Grade berauscht war. Er bewegte sich in Halbkreisen in der Stube herum und konnte sich dabei kaum auf den Füßen erhalten, was er natürlich nicht wußte. Immerwährend verkündigte er laut, daß er nach Hause gehen wolle, als ob er dächte, daß das alle Anderen sehr interessiren müßte. Jedes Mal, wo er gehen wollte, trank er noch ein Mal, und Das ging so lange fort, bis er mehrere Gläser Branntwein getrunken, außer denen, welche bereits seinen Rausch hervorgebracht. Als er bezahlen wollte, zog er einen Sack mit Goldstaub hervor, welcher ungefähr hundert Unzen enthielt, und ein Mann hinter dem Schenktisch wog davon das Wenige ab, was für den Branntwein zu zahlen war.

Es lag Etwas in der Erscheinung dieses Goldgräbers, was mich seltsam anzog, und ich bildete mir ein, ihn schon gesehen zu haben, aber ich wußte nicht, wo. Während ich mich bemühte, ihn zu identificiren, stolperte er aus dem Hause und ließ mich in Zweifel, ob ich ihn schon gesehen, oder nicht.

Die Gedanken meines Gefährten Guinane wanderten nicht wie die meinigen in der Erinnerung umher, und er hatte daher mehr auf Das geachtet, was um ihn her vorging. Nachdem der Goldsucher hinaus war, kam er dicht zu mir heran und flüsterte:

„Dieser Mann wird ganz gewiß beraubt werden.

Als er seinen Sack mit Gold herauszog, um zu bezahlen, sah ich, wie zwei Männer Blicke wechselten und vor ihm hinausgingen. Sie werden ihm auflauern und ihn berauben. Sollen wir Das geschehen lassen?"

„Gewiß nicht," erwiderte ich, „der Mann gefällt mir, und ich glaube nicht; daß er es verdient, sein Geld zu verlieren."

„Dann kommen Sie!" sagte Guinane, und wir begaben uns Beide auf die Straße.

Die Richtung, die wir zuerst einschlugen, war die falsche, denn nachdem wir einige hundert Schritte gegangen waren, war keine Spur von dem Betrunkenen zu finden, obschon wir wußten, daß er zu betrunken gewesen, als daß er weiter hätte gehen können.

Wir kehrten um und gingen schnell, oder rannten vielmehr in entgegengesetzter Richtung. Dieses Mal war unsere Nachstellung erfolgreich. Wir sahen den betrunkenen Goldgräber auf dem Pflaster liegen, und zwei Männer neben ihm stehen, welche sich, als sie uns näher kommen sahen, für seine Freunde ausgaben. Sie sagten, sie seien eben bemüht, den Mann nach Hause zu bringen.

Wäre der Betrunkene bereit gewesen, ihren Beistand anzunehmen, so hätten wir keine Entschuldigung

für unsere Einmischung gehabt; als wir aber näher kamen, konnten wir ihn ausrufen hörten:

„Packt Euch, Kameraden! Ich kann für mich allein steuern. Macht, daß Ihr fort kommt, oder ich werde Euch Manieren lehren."

„Stormy Jack!" rief ich aus und stürzte vorwärts, während Guinane mir folgte. „Seid Ihr es, Stormy? Was ist denn geschehen? Braucht Ihr Hilfe?"

„Ja," erwiderte Jack, „bringt den beiden Burschen da ein wenig Manieren bei. Meine Füße sind zu betrunken, und daher kann ich es nicht selbst thun."

Die beiden Männer gingen schweigend aber rasch ihres Weges.

„Habt Ihr denn Euer Geld noch?" fragte ich, bereit, die beiden Burschen zu verfolgen, im Fall sie Jack beraubt hätten.

„Ja, das ist Alles in Ordnung. Der Eine versuchte es mir zu nehmen, aber ich wollte es ihm nicht lassen. Dazu bin ich nüchtern genug. Meine Füße sind nur betrunken, meine Hände aber nicht."

Stormy's Füße waren allerdings betrunken, und zwar so, daß Guinane und ich große Mühe hatten, ihn fortzubringen. Wir mußten ihn in unsere Mitte nehmen und ihn stützen. Nach großer Mühe gelang es uns, ihn nach einem mir bekannten Hause zu

schaffen. Hier brachten wir ihn zu Bett, und nachdem wir den Wirth aufgefordert, ihn nicht eher fortgehen zu lassen, als bis Einer von uns wieder dagewesen sei, begaben wir uns nach unserer Wohnung.

Am nächsten Morgen besuchte ich Stormy sehr früh, und fand ihn bereits erwacht und meiner harrend.

„Ihr habt mir einen guten Dienst gestern Abend erwiesen,“ sagte er, „und ich werde Das nie vergessen, wenn ich auch Euch vergessen habe.“

„Warum denkt Ihr denn, daß Ihr mich vergessen habt?“ fragte ich.

„Weil Ihr mich gestern Abend Stormy Jack nanntet, und ich daher weiß, daß Ihr mich schon früher gesehen haben müßt. Ich bin schon mehrere Jahre nicht bei diesem Namen gerufen worden. Jetzt sagt mir aber nicht, wer Ihr seid, denn ich will es selbst errathen.“

„Ihr könnt doch gestern Abend nicht sehr betrunken gewesen sein,“ sagte ich, „denn sonst wüßtet Ihr jetzt nicht, wie Ihr genannt worden seid?“

„Ja, Das konnte ich wohl wissen,“ antwortete Stormy. „Es kommt ganz darauf an, auf welche Weise ich betrunken bin. Bisweilen wird mein Verstand betrunken, und bisweilen werden es meine Füße, aber selten Beides zusammen. Gestern Abend waren

es meine Füße. Wäret Ihr vor sechs oder sieben Jahren, als man mich Stormy Jack nannte, schon ein Mann gewesen, so würde ich mich Euer erinnern, denn ich habe ein gutes Gedächtniß für Dinge, die sich nicht sehr verändern. Als man mich aber Stormy Jack zu nennen pflegte, müßt Ihr noch ein kleiner Knabe gewesen sein. Wer könnt Ihr nur sein? Was ich doch für ein elendes Gedächtniß habe!" fuhr er fort, indem er sich hinter den Ohren kratzte. „Ich kann es ein Mal keine Manieren lehren. Welcher Junge, der so aussah, wie Ihr vor wenigen Jahren ausgesehen haben müßt, nannte mich denn Stormy Jack? Ha! Jetzt habe ich's, so wahr ich lebe; Du bist der ‚rollende Stein!'"

Damit stürzte Stromy auf mich zu, ergriff meine Hand und zerquetschte dieselbe beinahe zwischen seinen kräftigen, sehnigen Fingern.

„Rowland, mein Junge!" sagte er, „ich wußte, daß wir uns wiedersehen würden. Ich habe mich Deiner erinnert, wie ich mich meines eigenen Sohnes erinnert haben würde, wenn ich einen gehabt hätte. Ich habe die ganze Welt durchsucht, um Dich zu finden. Warum riefst Du mich denn gestern Abend bei meinem Namen? Du bist ein famos gescheidter Kerl. Ich konnte mir auch denken, daß Du Einer würdest,

denn Dich hat Jemand Manieren gelehrt. Ach ich glaube, die Natur hat es gethan."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich mich nicht sogleich wieder von Stormy trennte, nachdem wir unsere Freundschaft auf so seltsame Weise erneuert. Wir verlebten diesen Tag zusammen, sprachen von alten Zeiten, und Stormy erzählte mir einige Begebenheiten seines Lebens, welche sich seit unserer Trennung in New=Orleans ereignet hatten.

„An dem Morgen, wo ich Dich zuletzt sah," sagte er, „begab ich mich auf das Schiff, wie ich beabsichtigt hatte, und arbeitete den ganzen Tag, bin aber bis jetzt noch nicht für meine Mühe bezahlt worden.

„Als ich nach Hause ging, traf ich einen alten Schiffskameraden, und auf dem Wege begaben wir uns in eine Schenke, wo wir Etwas trinken wollten.

„Nachdem ich ein Glas auf meines Freundes Kosten getrunken, war es natürlich nur billig, daß er auch eins auf die meinigen trank. Dann trennten wir uns, und ich begab mich auf den Weg nach dem Gasthaus, wo Du auf mich wartetest.

„Die beiden Gläser Branntwein nach der schweren Arbeit den ganzen Nachmittag in der Sonnenhitze wirkten stärker, als es je dieselbe Quantität gethan. Ich war irgend wo betrunken, obgleich ich nicht genau wußte, wo.

„Kurz vor dem Hause, wo wir wohnten, begegnete ich dem Zimmermann, welcher, wie Du Dich erinnern wirst, mich mit seinem Hammer zu Boden geschlagen hatte. Ohne lange Sache zu machen, ging ich auf ihn zu, um ihn Manieren zu lehren.

„Während ich Dies that, merkte ich, daß mein Kopf betrunken war, denn meine Arme und Füße thaten ihr Bestes. Ich schlug und trat den Mann auf eine Weise, welches das Herz jedes ehrlichen Menschen erfreut haben würde. Gerade als ich ihm die letzte Politur gab, näherten sich zwei Constabler, nahmen mich bei'm Kragen nnd schleppten mich in's Gefängniß.

„Am nächsten Morgen ward ich zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, was Capitain Brannon gar nicht gefiel, weil er mich gern wieder an Bord des Schiffes haben wollte. Der Magistrat aber, oder Bürgermeister, oder was er sonst war, welcher mich verurtheilt, hatte zu viel Respekt vor mir, um dem Capitain zu willfahren, und so hatte ich so lange kostenfrei Wohnung und Nahrung, bis die ‚Hope' abgesegelt war.

„Sobald ich aus dem Gefängniß entlassen war, begab ich mich stracks in das Gasthaus, weil ich Dich dort noch zu finden hoffe. Ich erfuhr jedoch, daß Du

den Tag nach meiner Verhaftung fortgegangen seiest, und die alte Frau wußte nicht, wohin Du Dich begeben hattest. Ich dachte, daß Du wieder auf die ‚Hope‘ gegangen und nach Deiner Heimath zurückgekehrt seiest. Ich bin seitdem in der ganzen Welt herumgewandert, und ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß ich Dich nicht eher wieder gesehen habe!

„Ich kam mit einem englischen Schiffe nach der Bai von Son Francisco, und der Capitain versuchte die Schiffsmannschaft dadurch von der Flucht abzuhalten, daß er etwas von der Stadt ankerte und eine bewaffnete Wache aufstellte. Er dachte, wir wären so dumm, auf seinem Schiffe San Franzisco zu verlassen, wo wir monatlich zwei Pfund bekamen, während wir auf jedem anderen Schiffe zwanzig bekommen konnten. Er sah bald ein, daß er sich geirrt hatte, denn wir lehrten ihn Manieren, indem wir ihn, wie auch den Proviantmeister und den ersten Offizier banden und knebelten. Dann begaben wir uns Alle in den zu dem Schiffe gehörenden Booten an das Land und ließen das Schiff da, wo es wahrscheinlich noch ist — nämlich in der Bai von San Francisco, wo es verfaulen wird.

„Nachdem ich die Goldlager erreicht, hatte ich lange Zeit kein Glück, jetzt aber arbeite ich in einer der reichsten Gruben, die es je gegeben.“

Ich erzählte nun Stormy die Einzelnheiten meines Besuchs in Dublin, und sprach von der Unruhe, in welcher ich mich wegen meiner Verwandten befand.

„Gräme Dich nicht!“ sagte Stormy. „Sammle Dir hier ein Vermögen und gründe Dir einen eigenen Herd. Man hat mir gesagt, daß Dies das beste Mittel sei, alte Freunde zu vergessen, wenn ich es auch selbst nie versucht habe.“

Stormy's Rath schien mir sehr weise zu sein, weil er mich an Lenoren erinnerte.

Ehe ich mich von meinem alten Kameraden trennte, sagte er mir noch, wo er wohnte, und wir beschlossen, einander oft zu besuchen, wie auch, sobald sich uns Gelegenheit bieten würde, unsere eingegangenen Verbindlichkeiten zu lösen und gemeinschaftlich zu arbeiten.

Stormy war der erste Freund, der mir die Hand reichte, nachdem ich in die kalte Welt hinausgestoßen worden, und die Zeit hat auch in mir das Gefühl warmer Anhänglichkeit, welches ich schon lange für den braven Seemann empfunden, unverändert gelassen.

Sechstes Kapitel.

Ein hart bestrafter Irrthum.

Als Guinane San Franzisco verlassen, hatte er seinen Bekannten gesagt, daß er an den Stanislaus zu gehen beabsichtige, und sie gebeten, Briefe an ihn nach dem Stanislaus zu schicken.

Eines Sonnabends früh lieh er von einem in der Nähe wohnenden Goldgräber ein Maulthier, um nach dem Postamt zu reiten und dort nach Briefen zu fragen.

Der Eigenthümer des Maulthieres begab sich eben an seine Arbeit und bezeichnete Guinane sein Thier. Es graſ'te am Abhange eines Hügels, ungefähr eine halbe Meile von unseren Zelten. Dann beschrieb der Goldgräber sein Thier als ein braunes und fügte

hinzu, es habe einen Rattenschwanz und eine dünne Mähne.

Hierauf brachte er Sattel und Zaum aus seinem Zelte, stellte Dick Alles zu Verfügung und begab sich an seine Arbeit.

Dick ging nach dem Hügel, fing das Maulthier ein, sattelte es, und indem er mir guten Tag wünschte, ritt er davon.

Ich erwartete seine Rückkehr am Abend, aber er kam nicht. Ich beunruhigte mich wegen seines Ausbleibens jedoch nicht. Der nächste Tag war ein Sonntag, und da Guinane wußte, daß er da nicht zu arbeiten brauchte, so hatte er es wahrscheinlich aus irgend einer Absicht, die mich Nichts anging, vorgezogen, die Nacht über in der Stadt zu bleiben.

Der Sonntag Abend kam, aber Guinane nicht. Ich fürchtete, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei, und beschloß daher, am nächsten Morgen nach dem Postamt zu reiten, wenn er nicht eher zurückkehren sollte.

Der nächste Morgen brach an, ohne daß Guinane zurückkehrte, und ich machte mich auf den Weg, um ihn zu suchen.

Nachdem ich ungefähr fünf Meilen zurückgelegt, begegnete er mir, und zu meinem Erstaunen sah ich, daß er zu Fuße kam. Noch erstaunter war ich, als ich bei seiner Annährung sein Gesicht genauer betrachtete.

Nie in meinem Leben hatte ich an Jemanden eine in so kurzer Zeit vorgegangene Veränderung wahrgenommen, wie jetzt bei Guinane. Er schien zehn Jahre älter geworden zu sein, seitdem er mich vor zwei Tagen verlassen.

Sein Gesicht war eingefallen, und in seinen Augen lag ein wilder, teuflischer Ausdruck, welcher furchtbar zu sehen war. Ich hätte nie geglaubt, daß die Augen Richard's Guinane einen solchen Ausdruck annehmen könnten. Sein Anzug war zerrissen und mit Schmutz und getrocknetem Blute besudelt. Kurz, seine ganze Erscheinung war die eines Menschen, welcher gräßlich gemißhandelt worden ist.

„Was ist denn geschehen?“ fragte ich mechanisch, sobald mir mein Erstaunen über seine Erscheinung das Sprechen gestattete.

„Das kann ich jetzt nicht sagen,“ sagte er mit großer Anstrengung; „ich muß vor allen Dingen Wasser trinken.“

Ich kehrte um, wir begaben uns nach unseren Zelten und brauchten nicht lange zu gehen, bis wir einen Kaffeeschank erreichten. Hier trank Guinane etwas Branntwein mit Wasser, und nachdem er ein Frühstück bestellt, ging er hinaus, um sich in dem Flusse zu waschen, denn nie bedurfte dessen ein menschliches Wesen mehr, als er.

Er aß sein Frühstück sehr schnell und sprach kaum ein Wort, bis er fertig war. Dann sprang er plötzlich von seinem Sitz auf, eilte aus dem Hause und ging nach dem Orte zu, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten.

„Kommen Sie nur,“ rief er, „ich kann mich nicht mit Erzählen aufhalten, ich habe viel zu thun. Ich muß mich rächen. Sehen Sie nur!“

Er wartete, bis ich zu ihm hingekommen, dann schlug er sein langes, dunkles Haar zu beiden Seiten des Kopfes zurück, und ich sah, daß er keine Ohren mehr hatte!

„Wollen Sie mir bei meiner Rache helfen?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete ich, „mit Leib und Leben!“

„Das wußte ich!“ rief er aus. „Kommen Sie nur, wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Während wir heimwärts wanderten, erfuhr ich von ihm die näheren Umstände des Unglücks, welches ihn getroffen.

Nachdem er am Sonnabend früh nach der Stadt aufgebrochen und ungefähr eine Meile über die Stelle hinaus war, wo ich ihn getroffen, ward er von vier Mexikanern eingeholt.

Ehe er noch recht wußte, daß sie ihn zu überfallen beabsichtigten, warf man einen Lasso um seinen

Hals, riß ihn zu Boden und band ihm augenblicklich die Hände.

Durch Zeichen gab man ihm zu verstehen, daß seine Gefangennehmer das Maulthier haben wollten, welches er geritten.

Guinane konnte nur einige Worte spanisch sprechen und daher den Mexikanern nicht verständlich machen, wie er in den Besitz des Maulthieres gekommen wäre.

Nachdem die Mexikaner unter sich Rath gehalten, nahmen sie Guinane den Revolver weg, und während Drei ihn hielten, schnitt ihm der Vierte beide Ohren ab. Dann bestiegen alle Vier wieder ihre Pferde und ritten davon, indem sie das Maulthier mitschleppten, welches Guinane von dem Goldgräber geliehen.

Nachdem sie sich ungefähr dreihundert Schritt weit entfernt hatten, machten sie Halt, nahmen dem Maulthier Sattel und Zaum, welche Gegenstände sie sich nicht aneignen wollten, ab, warfen dieselben, wie auch den Revolver Guinane's auf die Erde, und setzten dann ihren Weg fort.

Zur Rechtfertigung dessen, was diese Männer gethan, vermag Niemand etwas zu sagen, wahrscheinlich aber hätten sie wenigstens eine Entschuldigung für ihr Verfahren angeben können.

Sie glaubten ohne Zweifel, daß Guinane das

Maulthier gestohlen habe, und wußten, daß, wenn Einer ihrer eigenen Landsleute bei einer solchen That ertappt worden wäre, dieser sich glücklich geschätzt hätte, mit dem Leben davonzukommen. Sie sahen demnach nicht ein, warum ein Amerikaner nicht eben so gut wie ein Mexikaner für ein Vergehen bestraft werden sollte.

Guinane verfolgte sie, vor Schmerz wie wahnsinnig und kochend vor Zorn, so schnell er nur konnte.

Bald entschwanden sie jedoch seinen Blicken, dennoch aber verfolgte er sie so lange, bis er erschöpft zur Erde niedersank. Er mußte wahrscheinlich einige Stunden bewußtlos dagelegen haben, theils in Folge des Blutverlust, und theils in Folge der Ermattung, welche auf das wilde Toben seiner Leidenschaften folgte.

Es war Abend, als er wieder zum Bewußtsein seiner Sinne kam, und indem er seine Heimath zu erreichen suchte, wanderte er in allen Richtungen zwischen den Hügeln hin, nur nicht in der richtigen.

Ich habe gesagt, er sei wieder zur Besinnung gekommen, aber dieser Ausdruck ist kaum richtig zu nennen. Er erwachte nur zu dem Bewußtsein, daß er noch lebe, und zu der furchtbaren Erinnerung an die unmenschliche Behandlung, welche er erlitten. Sein klarster Gedanke war brennender Rachedurst,

und dieser Wunsch war so stark, daß er sich dadurch selbst schadete, denn er vergaß darüber Alles Andere, und zwar in einem solchen Grade, daß er den rechten Weg nach unseren Zelten erst einige Minuten vor meiner Begegnung mit ihm gefunden.

„Um die Wahrheit zu sagen," so schloß er seine Erzählung, „muß ich gestehen, daß ich an die Stelle zurückkehrte, wo man mir die Ohren abgeschnitten, und zwar in der wahnsinnigen Hoffnun, daß ich die Mexikaner vielleicht wieder fände. Nachdem ich mir den Ort genau betrachtet, kam ich wieder zum Bewußtsein, so daß ich meine Gedanken nur auf das Eine richten konnte, wofür ich nur noch leben will, nämlich Rache. Doch bin ich jetzt nicht so in Eile, wie vor einer Stunde. Wir haben ja noch viel Zeit, denn ich bin jung und werde die Mexikaner schon ein Mal finden. Kommen Sie nur schnell, nur schnell! Wie langsam Sie gehen!"

Von jetzt an gingen wir so schnell, daß man es Laufen nennen konnte.

Als wir unsere Zelte erreichten, erfuhren wir, daß Guinane wirklich das falsche Maulthier genommen hatte! Der Eigenthümer des Thieres, von welchem er dasselbe geliehen, hatte es nicht für nöthig gehalten, die eingebrannten Buchstaben zu erwähnen,

denn er glaubte nicht, daß noch andere Maulthiere in der Nachbarschaft dem seinigen glichen, und hatte daher keinen Irrthum für möglich gehalten.

Einige Goldgräber erzählten uns nun, daß die Mexikaner, welche wir suchten, sich die Nacht über nahe an dem Ort gelagert hatten, wo Guinane das Maulthier eingefangen, und es war daher nicht zu verwundern, daß sie ihn des Diebstahls beschuldigten. Als sie das Thier auf die bereits erzählte Weise wieder erlangt, waren sie nach ihrem Lager zurückgekehrt und hatten kurz darauf ihre Reise fortgesetzt. Durch Fragen erfuhren wir, daß sie sich nach Süden gewendet.

Da sie keine Werkzeuge zum Goldsuchen bei sich gehabt, so schlossen wir daraus, daß sie sich nach Hause, in eine der nördlichen Provinzen Mexiko's begeben hätten. Wenn dem so war, so konnten wir sie leicht einholen, ehe sie noch über die Grenze von Californien hinaus waren.

Wir verloren keine Zeit und trafen Vorbereitungen zur Verfolgung. Das wichtigste Geschäft war, uns mit guten Pferden zu versorgen. Bald war dies geschehen, wenn auch mein Sack mit Goldstaub, nachdem wir den Kauf der Pferde abgeschlossen, viel leichter geworden war.

Mit Tagesanbruch waren wir am nächsten Morgen reisefertig. Guinane trieb mich immer zur Eile an, um die Männer zu verfolgen, welche in ihm einen Rachedurst erweckt, den nur Blut zu stillen vermochte!

Siebentes Kapitel.

Ein eigenthümlicher Selbstmord.

Die Verfolgung der Mexikaner führte uns südlich, und fast überall; wo wir fragten, hörten wir von vier berittenen Mexikanern, welche keine Anderen als eben die sein konnten, welche wir einzuholen wünschten.

Die ersten beiden Tage erwiderte man auf unsere Fragen, daß sie uns ungefähr achtundvierzig Stunden voraus seien.

Am dritten Morgen erfuhren wir wieder etwas über sie in einem ‚Rancho,‘ wo sie angehalten hatten, um ihre Pferde zu tränken. Der Eigenthümer des ‚Rancho‘ beschrieb uns ein Maulthier, welches die Mexikaner mit sich geführt, als ein braunes Thier mit einem Rattenschwanz und einer dünnen Mähne.

Es konnte dies kein anderes als das sein, welches dem armen Dick so theuer zu stehen gekommen war.

Nachdem die Mexikaner ihre Thiere gefüttert, hatten sie sich nicht weiter aufgehalten, sondern wieder die Straße eingeschlagen, als ob sie Eile hätten. Wenigstens dachte dies der Ranchero.

Sie mußten Verfolgung gefürchtet haben, denn sonst hätten sie nicht so geeilt. Wie uns der Mann sagte, waren sie ungefähr vor vierzig Stunden von dem Rancho fortgeritten.

Wir kamen ihnen also näher, wenn auch so langsam, daß Guinane vor Ungeduld förmlich schäumte.

Er sprach selten, und wenn er es that, so trieb er mich nur zu größerer Eile an. Ich hatte große Mühe, ihn wenigstens dahin zu bringen, daß wir unsere Pferde nicht zu Schanden ritten.

Infolge der Auskunft, die wir in dem Rancho erhalten, wußten wir jetzt, daß die Mexikaner sich der Küste zuwendeten, anstatt sich in das Innere des Landes zu begeben. Wenn sie über Land nach der Stadt Mexiko reisen wollten, so machten sie einen großen Umweg.

Jedes Mal, wo wir am vierten Tage unserer Reise etwas über die Mexikaner hörten, erfuhren wir daß die Entfernung zwischen ihnen und uns, sich rasch verminderte.

Gegen Abend an diesem Tage machten wir an einem anderen Rancho Halt, um unsere Pferde zu erquicken, welche dem Tode nahe waren. Die Mexikaner hatten vor sechs Stunden an derselben Stelle Halt gemacht, und dann den Weg nach San Luis Obispo eingeschlagen, wo wir ungefähr nächsten Mittag anlangen konnten.

„Morgen," sagte Guinane, als er sich zu einer kurzen Ruhe niederlegte, während unsere Pferde gras'ten, „morgen heißt es Rache oder Tod! Mein einziges Gebet ist: Gott, laß mich nur noch bis morgen leben!"

Bald saßen wir wieder im Sattel und jagten auf unseren Pferden die Landstraße nach San Luis Obispo dahin.

Wir erreichten diesen Ort gerade zu Mittag, aber eine neue Enttäuschung harrte hier meines Kameraden!

San Luis ist nämlich ein Seehafen, und es war von hier ein kleines Schiff, auf welches sich die Mexikaner begeben hatten, an demselben Tage früh nach Mazatlan abgesegelt.

Nachdem sie den Hafen erreicht, hatten sie sich nämlich eilig ihrer Thiere entledigt und waren auf das Schiff gegangen, welches zufällig den nächsten Morgen in See stechen wollte. Wir kamen gerade eine Stunde zu spät!

Ihnen noch weiter zu folgen, wäre mehr als Wahnsinn gewesen. Ehe wir Mazatlan erreichen konnten, waren sie vielleicht schon hunderte von Meilen im Innern des Landes.

Nie habe ich eine größere Verzweiflung gesehen, als die, welche in diesem Augenblicke sich des armen Guinane bemächtigte.

So lange noch Aussicht vorhanden war, die Männer einzuholen, welche ihn so gemißhandelt hatten, ward er durch die Hoffnung auf Rache noch aufrecht erhalten. Als er aber von der Verfolgung abstehen sollte, trat die Erinnerung an die vielen Unglücksfälle, welche sein Leben verdunkelt, deutlich vor seine Seele, und es stiegen Selbstmordgedanken in ihm auf!

„Es war Thorheit, die Männer überhaupt zu verfolgen," sagte er. „Ich hätte wissen können, daß die Aussicht, sie einzuholen, ein für mich zu großes Glück gewesen wäre. Das Schicksal ist mir nie so gnädig gewesen, mir einen so heißen Wunsch zu gewähren, und ich war ein Thor, es zu erwarten. Wäre es nicht besser, wenn ich stürbe?"

Ich bot Alles, was in meiner Macht stand, auf, um seine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken, aber er schien weder meine Worte noch sonst etwas zu beachten.

Da rüttelte er sich plötzlich aus langem Träumen auf und rief ausdrucksvoll:

„Nein! Ich will mit dem Verhängniß kämpfen, bis Gott mich abruft! Alle Flüche des Schicksals werden mich nicht zwingen können, zu weichen! Alle Mächte der Hölle sollen mich nicht überwältigen! Ich will leben und sie alle besiegen!"

Nach einem schrecklichen Kampfe hatte sein Geist gesiegt, und erhob sich jetzt zum Widerstande gegen das Schicksal selbst.

Wir ritten nach dem Stanislaus zurück. Es war eine traurige Reise, und ich freute mich, als wir sie überstanden hatten. Bei der Verfolgung waren wir in steter Aufregung gewesen, aber dem war bei unserer Rückkehr nicht so. Sogar auf die Pferde schien die düstere Veränderung mit übergegangen zu sein, welche über uns gekommen war.

Nach unserer Ankunft am Stanislaus besuchte ich Stormy Jack. Er arbeitete eifrig und fand viel Gold in seiner Grube, so daß er wahrscheinlich noch einige Wochen hier Beschäftigung hatte. Ich freute mich sehr über seinen Erfolg und redete ihm zu, sich doch des Trinkens zu enthalten.

„Ich will auch nicht mehr trinken," sagte er,

„wenigstens so lange nicht, als ich in den Goldgruben bin, ganz besonders nicht, wenn ich Gold bei mir habe. Jener letztere Vorfall, wo ich so nahe daran war, es zu verlieren, hat mich Manieren gelehrt."

Guinane begleitete mich auf diesem Besuche bei Stormy, und bei unserer Rückkehr gingen wir durch die Stadt. Guinane hatte seinen Namen in ‚Reynold's Expedition' genannt, weil er gern seine Briefe von dem Oberpostamt in San Francisco dahin abgeliefert haben wollte.

Als wir an ‚Reynold's Expedition' vorüber kamen, ging er hinein, um zu fragen, ob Briefe für ihn angekommen seien.

Es ward ihm einer gegeben, für welchen er an Porto und Extragebühren einen Dollar und fünfzig Cent bezahlen mußte!

Nachdem er den Brief in Empfang genommen, begaben wir uns in ein Gasthaus, wo er denselben zu lesen begann.

Während er dies that, bemerkte ich, daß eine eigenthümliche Bewegung sich seiner bemächtigte.

„Wir sind Freunde," sagte er, indem er sich kurz zu mir wendete. „Ich habe Ihnen manche von meinen

Leiden der Vergangenheit geschildert; lesen Sie einmal diesen Brief, und erfahren Sie neuen Kummer für mich daraus. Er ist von Amanda Milne."

Er hielt mir den Brief hin, und ich las Folgendes:

„Ich weiß, daß Ihr offener und männlicher Charakter nichts Unpassendes darin finden wird, wenn ich an Sie schreibe. Ich habe eine Ungerechtigkeit begangangen und damit mir sowohl, als Ihnen unrecht gethan. Ich habe eben erfahren, daß Ihr Ruf durch meine Schuld befleckt worden, weil ich nicht offen bekannte, Ihnen die Börse gegeben zu haben. Verzeihen Sie mir, Richard! denn ich liebe Sie und habe Sie von meiner Kindheit an geliebt."

Hier knitterte Guinane den Brief zusammen, und ich konnte nicht weiter lesen. Ich sah, wie mein Freund plötzlich die Hände auf die Stelle, wo früher seine Ohren gewesen, legte und zu gleicher Zeit die Worte murmelte:

„Zu spät! zu spät!"

Dieser Bewegung folgte eine andere schnelle und verdächtige. Ich sah näher hin, um über die Bedeutung derselben gewiß zu werden. Er hielt einen Revolver in der Hand, dessen Lauf seine Schläfe berührte!

Ich stürzte auf Guinane zu, aber, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, ich kam „zu spät."

Man konnte drei deutliche Laute vernehmen: ein Schnappen, einen Knall und den Fall eines Körpers auf die Erde.

Ich beugte mich nieder, um Guinane aufzurichten, aber es war zu spät. Er war todt!

Kann der Leser sich erklären, was ihn zu dieser Handlung getrieben? Wenn der Leser es nicht kann, so muß ich ihn darüber im Unklaren lassen.

Als mein Freund in den Sarg gelegt ward, fand man bei ihm eine seidene Börse versteckt, in welcher ein Stück Papier sich befand. Auf dem Zettel stand Folgendes von Frauenhand geschrieben:

„Dick.

„Ich glaube nicht, was die Leute von Ihnen erzählen, und halte Sie für zu gut, als daß Sie irgend etwas Böses thun könnten. Es thut mir leid, daß Sie fortgegangen sind. Leben Sie wohl.

„Amanda."

Es war dies ohne Zweifel das Billet, welches Guinane nach seiner ersten Trennung von Amanda erhalten, und welches mit in dem Brief eingeschlossen gewesen, welchen seine Mutter ihm nach New-York geschrieben.

Der Zettel ward wieder in die Börse gesteckt, und Beides mit dem armen Guinane begraben.

Die arme Amanda erfährt vielleicht nie sein trauriges Schicksal, wenn sie nicht zufällig diese Erzählung lies't.

Achtes Kapitel.

Ein Ungeduldiger.

Ich habe in dieser Welt nicht viel zu tadeln, obgleich die Menschen oft sonderbare Dinge ausführen und Handlungen begehen, die zu verstehen mir nicht möglich ist.

Der Mann, von welchem Guinane das Maulthier geliehen, war selbst ein Original.

Nach dem Tode meines Freundes ward ich etwas bekannter mit ihm und oft durch sein excentrisches Wesen belustigt, wenn auch bisweilen etwas unangenehm davon berührt.

Man kommt vielleicht nirgends mit originelleren Menschen öfter zusammen, als gerade in den Goldgräbereien. Menschen ohne eine gewisse Eigenartigkeit ihres Wesens und Charakters wählen nicht so

leicht ein Leben, welches mit so vielen Gefahren und Mühsalen verknüpft ist, wie die, auf welche sich Goldsucher gefaßt machen müssen.

Es giebt aber auch Menschen, die sogar unter Goldsuchern excentrisch erscheinen, und zu solchen zählte sich auch der Mann, den ich eben erwähnt habe. Er hieß Foster.

Die Post aus den atlantischen Staaten traf alle vierzehn Tage in San Francisco ein, und folglich auch ungefähr zur selben Zeit in den verschiedenen Goldgräbereien, nach welchen Briefe befördert wurden, demnach auch in der Sonora.

Drei Tage vor der Ankunft der Post an dem letztgenannten Orte pflegte Foster mit seiner Arbeit aufzuhören und nach dem Postamt, welches ziemlich weit von seinem Zelt entfernt war, zu gehen und seine Briefe zu holen. Natürlich kehrte er enttäuscht zurück, aber doch hielt ihn das nicht ab, ungefähr sechs Stunden später wieder nach dem Postamt zu laufen.

„Ist die Post denn noch nicht angekommen?“ pflegte er den Postmeister zu fragen.

„Nein. Ich habe Ihnen ja erst vor ein paar Stunden gesagt, daß ich die Post nicht vor drei Tagen erwarte.“

„Ja, das weiß ich, aber die Post kommt manchmal unregelmäßig. Es kann möglich sein, daß sie

zwei oder drei Tage eher wie gewöhnlich kommt, und ich will meine Briefe haben, sobald sie hier einlaufen."

„Man wird sie Ihnen auch nicht vorenthalten," sagte der Postmeister, „aber ich rathe Ihnen, erst in drei Tagen wieder nachzufragen."

„Ich danke Ihnen, ich werde es thun," erwiderte dann Foster; nach sechs Stunden war er aber schon wieder da!

„Sobald die Post ankommt," sagte der Postmeister dann, „will ich Ihnen Ihre Briefe zuschicken. Das wird mir weniger Mühe verursachen, als wenn ich so oft unnöthig belästigt werde."

„Nein, nein!" rief Foster eifrig aus, „bitte, vertrauen Sie Niemanden meine Briefe an, denn sie könnten dann verloren gehen. Es macht mir ja keine große Mühe, selbst nachzufragen."

„Das glaube ich gern," erwiderte der Postmeister, „denn wenn es Ihnen Mühe machte, so würden Sie nicht so oft kommen. Ich muß deßwegen etwas aussinnen, wie ich mir diese Plage vom Halse schaffen kann. Ich will ein Zeichen hier zum Fenster herausstecken, sobald die Post angekommen ist. Dadurch erspare ich Ihnen die Mühe, hereinzukommen, und mir die Plage, Ihnen antworten zu müssen. Sobald Sie also vor das Haus kommen und das Zeichen nicht

sehen, so können Sie gewiß sein, daß die Post noch nicht angekommen ist. Verstehen Sie das?"

„Ja, ich danke Ihnen, aber ich möchte Ihnen nicht gern unnöthige Mühe machen. Ich glaube, die Post wird dasein, ehe ich wiederkomme. Leben Sie wohl."

Sechs Stunden später war Foster wieder am Postamt!

„Ist die Post da?" fragte er.

„Arbeiten Sie in einer ergiebigen Goldgrube?" fragte nun der Postmeister einmal als Antwort auf dieses ewige Quälen.

„Ja," erwiderte Foster, „ich finde ziemlich viel."

„Das thut mir leid."

„Warum denn?"

„Weil Sie vielleicht, wenn sie nicht viel fänden, gern etwas Anderes anfingen und mir vielleicht das Postamt abkauften. Wenn Sie selbst hier wären, so hätten Sie dann Ihre Briefe, sobald dieselben ankämen. Da Briefe in Empfang zu nehmen Ihre Hauptbeschäftigung zu sein scheint, so sollten Sie hier sein und diesem Geschäfte obliegen. Das würde mich von einer Menge Plagen erlösen, denn Sie quälen mich mehr, als alle die vielen hundert Leute, welche hier ihre Briefe abholen. Ich kann es nun nicht länger mehr aushalten, Sie werden mich wahnsinnig machen,

und ich begehe dann einen Selbstmord. Ich will nicht gern in meiner Eigenschaft als öffentlicher Beamter unhöflich sein, dennoch aber kann ich nicht umhin, den Wunsch auszudrücken, daß Sie zum Teufel gingen und sich nie wieder vor mir blicken ließen."

Foster's Kummer darüber, daß er wieder keine Briefe bekam, war jedoch so groß, daß er den eigenthümlichen Wunsch des Postmeisters gar nicht beachtete und nur fortging, um in einigen Stunden wiederzukommen.

Gewöhnlich kam die Post, wenn er ungefähr zehn Mal nach dem Postamt gegangen war, und erhielt dann bei der Ausgabe der Briefe nie mehr und nie weniger als zwei.

Eines Abends war er wie gewöhnlich zur Zeit, wo die Post kommen mußte, auf das Postamt gegangen, und sein Gefährte Farrell, welcher des Alleinsitzens im Zelt müde geworden war, kam zu mir herüber, um ein paar Stündchen mit mir zu plaudern.

Er erzählte mir, daß Foster in zwei Tagen sieben Mal nach seinen Briefen gelaufen wäre.

„Er wird nun noch drei Mal hingehen müssen," sagte Farrell, „und dann bekommt er wahrscheinlich seine Briefe, denn die Post sollte eigentlich diesen Abend hier anlangen."

„Foster scheint sehr auf seine Familie zu halten,"

bemerkte ich; „denn noch nie habe ich Jemanden ungeduldiger nach Briefen von seiner Heimath verlangen sehen.“

„Er ist allerdings sehr ungeduldig, Nachrichten von zu Hause zu bekommen,“ sagte Farrell, „wenn auch nicht aus den Gründen, welche Sie vermuthen. Foster und ich, wir sind aus einer und derselben Gegend und kennen uns schon seit vielen Jahren. Wir kamen zusammen nach Californien, und ich kenne alle seine Lebensverhältnisse ganz genau. Wenn Sie aus derselben Gegend wären, wo wir her sind, oder nur in der Nähe unserer Heimath gewohnt hätten, so würde ich Ihnen nichts von Foster erzählen; da dem aber nicht so ist, und da Sie wahrscheinlich auch nie nach unserer Gegend kommen werden, so ist es, wenn ich Ihnen erzähle, was ich weiß, gerade so harmlos, als ob wir von Jemanden sprächen, von dem wir gelesen, oder der vor tausend Jahren gestorben ist.

„Foster heirathete, als er noch sehr jung war, und zwar eine Frau, die ungefähr zehn Jahre älter war, als er. Sie hatte aber einen noch schlimmeren Fehler, als das Alter, sie war nämlich sehr häßlich und besaß außerdem auch sehr wenig Verstand. Ueberdies war sie stets krank und schlechter Laune, und Sie werden zugeben, daß dies keine sehr angenehme Gattin war.

„Foster war auch noch keine Woche verheirathet, als er merkte, daß er ein rechter Thor gewesen sei.

„Sie haben seine Ungeduld wegen seiner Briefe gesehen, und ich werde Ihnen dieselbe erklären. Mit jeder Post erwartet er nämlich die Nachricht von dem Tode seiner Frau, und seine Ungeduld macht ihn ebenso unruhig. Wenn er heute Abend einen Brief bekäme, welcher die ersehnte Nachricht enthielte, so wäre er der glücklichste Mensch in ganz Californien und würde, glaube ich, eine Stunde nach Empfang des Briefes nach seiner Heimath reisen."

Ich drückte mein Erstaunen darüber aus, daß ein Mensch dem Anderen ein solches schmachvolles Geheimniß anvertraute, und sprach meine Mißbilligung über Foster's Handlungsweise aus.

„Da irren Sie sich, Freund," sagte hierauf Foster's Kamerad Farrell. „Ich für meine Person bewundere Foster's offenen und männlichen Charakter. Was nützt es denn, wenn Einer thut, als ob er seiner Frau noch langes Leben wünschte, während er ihr doch den Tod wünscht? Ich hasse die Heuchler und überhaupt Jeden, der Andere zu täuschen sucht. Ich glaube nicht, daß Foster anders kann, als seine Frau hassen, ebenso wie er sich des Schlafes nicht enthalten kann. Vielleicht widersteht er diesem Gefühl eine Zeit lang, aber endlich siegt es doch. Foster ist ein

Mann, in welchem ich mich nicht täusche, und ich achte ihn wegen der einfachen, geraden Weise, in welcher er seine Gefühle bekennt."

„Diese unpassende Ungeduld, den Tod seiner Frau zu erfahren," sagte ich, „kann nicht nur aus Haß entstehen. Er will wohl gern eine Andere heirathen?"

„Das ist allerdings sehr, sehr wahrscheinlich," antwortete Farrel, „und der zweite Brief, welchen Foster jedes Mal mit dem von seiner Frau erhält, giebt Ihnen eine bejahende Antwort auf Ihre Vermuthung. Er ist, wie gesagt, einer der offenherzigsten, ehrenvollsten Menschen, mit denen ich je in Berührung gekommen bin, und ich wünsche ihm selbst, daß seine Hoffnungen sich bald verwirklichen. Wenn ein Mensch in seiner Jugend thöricht gewesen ist, so ist deßwegen noch kein Grund vorhanden, daß er stets dafür leiden solle."

Hier ward unsere Unterhaltung durch Foster selbst unterbrochen, welcher sehr freudig erregt zu sein schien.

„Komm, Farrell!" rief er, „wir wollen in unser Zelt gehen und unsere Rechnung abschließen. Es ist aus mit der alten Frau, und morgen breche ich mit Tagesanbruch auf, um nach Hause zu reisen."

Farrell wünschte mir gute Nacht, und Foster, welcher mich nicht wiederzusehen glaubte, reichte mir die Hand und sagte mir für immer Lebewohl.

Es lag viel in seinem Gesichtsausdruck, was ich nicht gerade bewunderte, und trotz seiner anscheinenden Offenheit konnte ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß er nicht nur ein Mensch ohne gute Empfindungen, sondern auch ein Heuchler und Verräther sei.

Farrell kaufte ihm sein Maulthier und seine Werkzeuge ab, und schon mit Tagesanbruch begab sich Foster am nächsten Morgen nach San Francisco.

Der Postmeister von Sonora ward nicht länger von ihm belästigt, und Farrell blieb allein zurück, erfüllt von Bedauern über den Verlust seines offenherzigen Freundes.

Neuntes Kapitel.

Ein Bär- und Stiergefecht.

Eines Sonntags begab ich mich am Nachmittag nach Sonora, um dort Unterhaltung zu suchen, und indem ich mich an eine Menge Menschen anschloß, erreichte ich die „Plaza de Toros.“

Der Eigenthümer dieses Platzes hatte es sich viel kosten lassen, um für den heutigen Tag dem Publikum ein großartiges Schauspiel zu gewähren.

Ein großer grauer Bär war im Gebirge ungefähr zwanzig Meilen von der Stadt lebend eingefangen worden, und mit großen Kosten und großer Mühe hatte man ihn in einem starken Käfig nach Sonora geschleppt, um den Bewohnern dieses lebhaften kleinen Städtchens Unterhaltung zu verschaffen.

Um den Bären aus seiner heimathlichen Wild=

niß fort zu transportiren, war eine große Anzahl Männer erforderlich gewesen, und der Transport hatte mehrere Tage in Anspruch genommen. Man hatte die größte Strecke erst einen Weg bahnen müssen, der so breit war, daß der Wagen mit dem Käfig bequem fahren konnte. Dann hatte man auch Brücken über Flüsse und tiefe Schluchten schlagen müssen, und der Bär kam erst glücklich in Sonora an, nachdem er dem Besitzer der Plaza ungefähr elfhundert Dollars gekostet.

Man hatte sich auch mit mehreren wilden Stieren versehen, und die Bewohner der Stadt und Umgegend versprachen sich eine der prächtigsten, wie auch der aufregendsten Unterhaltungen, welche je in Californien veranstaltet worden.

Ich hatte schon vorher zwei oder drei spanischen Stiergefechten beigewohnt und den Entschluß gefaßt, nie wieder zu einem zu gehen. Die Versuchung hier war jedoch zu groß, da es ein Bär- und Stiergefecht sein sollte. Ich konnte derselben nicht widerstehen, bezahlte wie viele andere Thoren zwei Dollars für ein Billet und begab mich damit nach dem Amphitheater.

Die ‚Plaza de Toros‘ war eine kreisförmige Einzäunung, innerhalb welcher Bänke angebracht waren, auf welchen ungefähr zweitausend Menschen bequem sitzen konnten. Ehe aber noch das Schauspiel begann, waren bereits mehr als dreitausend Zuschauer da.

Zuerst fand ein gewöhnliches spanisches Stiergefecht statt, welches nur wenig Theilnahme erweckte. Der Stier ward bald getödtet und aus der Arena geschleift.

Nach einer kurzen Pause machte wieder ein Stier den Zuschauern sein Compliment, und sobald dieser neue Kämpfer sich zeigte, versprach sich Jedermann eine aufregende Scene, denn das Thier stürzte mit wildem Gebrüll in die Arena. Auch sah er so wüthend aus, daß man mit Recht ein anderes Schauspiel von ihm erwarten konnte, als sein Vorgänger gegeben.

Die Toreros schienen erstaunt, ja, einige sogar verblüfft zu, als der Stier mit wüthendem, plötzlichem und energischem Sprunge in ihre Mitte stürzte.

Wenn ein Matador allein in der Arena steht, so ist er selbst bei dem wüthendsten Stier in nur geringer Gefahr. Nur wenn drei oder vier Toreros sich zusammen in der Arena befinden und einander in den Weg kommen, indem sie den Hörnern des Stieres auszuweichen suchen, kann dieser einen Vortheil über seine Gegner erringen. Dann läuft der Stierkämpfer stets große Gefahr, aufgespießt oder sogleich getödtet zu werden.

Dieses Unglück traf auch heute einen Mann. Der zweite Stier, welcher seine Wuth und Kraft zu erkennen gegeben, täuschte auch die Zuschauer in ihren

Erwartungen nicht. Als er sich zum dritten und vierten Male unter die Matadors stürzte, gelang es ihm, einen auf die Hörner zu spießen. Der Körper des Unglücklichen ward in die Höhe gehoben und zwei Mal um die Arena getragen, ehe man den Stier bezwingen konnte.

Natürlich war der Mann todt, und war es schon lange, ehe man ihn von den Hörnern des Stiers herunter nahm. Man konnte sein Herzblut in einem dicken Strom von der zottigen Stirn des Stiers und über dessen Nase herabströmen sehen, während er den leblosen Körper in der Arena herumtrug.

Die Leichen des Mannes wie die des Stieres wurden entfernt, und zwar auf einem und demselben Karren. Die einzige kurze Pause, welche jetzt eintrat, war die halbe Stunde, während welcher man Vorbereitungen für das große Schauspiel des Tages, nämlich den Kampf zwischen dem Bär und einem Stier traf.

Der Käfig, in welchem der Bär sich befand, ward von einem Gespann Pferde hereingezogen, welche darauf sogleich wieder entfernt wurden. Dann brachten mehrere Männer einen kleinen, nicht sehr furchtbaren Stier an ihren langen Lassos hereingeführt.

Die Erscheinung dieses Stiers enttäuschte die Zuschauer, welche sich eingebildet hatten, daß man ein

viel größeres Thier ausgewählt hätte, um den Kampf mit dem wilden Ungeheuer der Berge aufzunehmen. Doch vermutheten Alle den richtigen Grund dieses Verfahrens. Der Bär war nämlich über tausend Dollars werth, während der Stier nur fünfundzwanzig kostete, und aus dieser Verschiedenheit des Preises ließ es sich erklären, warum der Besitzer beider Thiere dem Bären den Sieg verschaffen wollte.

Diese Vermuthung ward dadurch zur Gewißheit, daß der Besitzer der Thiere den unwarteten Vorschlag machte, man solle dem Stier vor dem Beginn des Gefechts die Spitzen der Hörner abschleifen.

„Dann," sagte der Mann, „könnte dem Bären keine tiefe Wunde beigebracht werden, und er könnte an einem anderen Sonntag noch ein Mal kämpfen!"

Die Zuschauer wollten aber gerade an diesem Sonntage einen ordentlichen und ehrlichen Kampf sehen. Der arme Stier sollte nicht seiner natürlichen Waffen beraubt und dann durch die Klauen des begünstigten Bären in Stücke gerissen werden.

Der Herr des Amphitheaters war eben im Begriff, seinen ökonomischen Plan auszuführen, als sich eine Scene entspann, die aller Beschreibung spottete und damit endete, daß man den Stier im Besitz seiner Hörnerspitzen ließ.

Dieses Schauspiel begann nun. Ein Hinterfuß

des Bären ward aus der Käfigthür gezogen, die man zu diesem Zwecke ein Wenig öffnete. An diesem Fuße ward eine starke, lange Kette befestigt, welche man um einen Pfahl wand, der zu diesem Zwecke ziemlich in der Mitte der Arena tief in die Erde eingeschlagen war. Dann ward die Thür des Käfigs weit geöffnet, aber trotz dieser scheinbaren Aussicht auf Freiheit wollte der Bär dieselbe doch nicht benutzen.

Dann band man ein Seil fest am Hintertheil des Käfigs an und befestigte es an einem Pferde, welches außerhalb der Arena stand. Auf diese Weise ward der Käfig von dem Bären entfernt, anstatt daß der Bär sich hätte vom Käfig entfernen sollen, und das Thier stand frei im Mittelpunkte der Arena.

Hierauf zog man die Lassos von den Hörnern des Stiers weg, und die beiden Kämpfer wurden im alleinigen Besitz des Terrains gelassen, wo sie ihre wilde Tapferkeit an einander erproben sollten.

Als der Stier wieder auf seinen Füßen stand, rollte er die Augen, um etwas zu suchen, woran er Rache für die unwürdige Behandlung nehmen könnte, die ihm soeben widerfahren. Das Einzige, was er bequem erreichen konnte, war der Bär, und indem er den Kopf senkte, rannte er stracks auf den Bär los.

Dieser begegnete dem Angriff dadurch, daß er sich in eine Kugel zusammenrollte. In dieser eigen=

thümlichen Gestalt ward er von dem Stier herumgestoßen, ohne weiter sehr beschädigt zu werden. Nachdem er sich zwei oder drei Mal hatte herumrollen lassen, nahm er plötzlich seine wirkliche Gestalt an, sprang auf und nahm den Kopf des Stiers zwischen seine Vordertatzen.

So fest hielt er den armen Stier, daß dieser weder rückwärts noch vorwärts, noch sich überhaupt irgendwie bewegen konnte. Es war, als ob er nur still stehen und brüllen könnte.

Um den Bären zu bewegen, loszulassen, damit der Kampf ein lebhafterer würde, trat ein Mann, vom Eigenthümer der Arena geschickt, in die letztere und goß einen Eimer voll Wasser über den Bären. Dieser ließ den Stier sogleich los, und indem er schnell eine seiner ungeheuren Tatzen ausstreckte, faßte er den Diener, welcher ihm das Douchebad verabreichte, und zog ihn mit einem Ruck unter seinen Körper.

Nachdem er dies gethan, war er im Begriff, den Unglücklichen zu zerreißen, und hatte sich zu diesem Zwecke schon auf ihn gesetzt, als plötzlich ungefähr zweihundert Revolver auf den Bären abgeschossen wurden. Dieser war augenblicklich todt, obgleich seltsamer Weise sein Tod nur durch eine einzige Kugel verursacht ward, trotz der vielen Schüsse, welche man abgefeuert, und wovon mehr als hundert gut gezielt waren.

Die einzige Wunde, welche für ein solches Ungeheuer verhängnißvoll hatte werden können, rührte von einem Schuß her, der in's Ohr und von da in das Gehirn gegangen war. Später fand man viele Kugeln, die sich an den Schädel des Thieres platt geschlagen, und sein Fell glich buchstäblich einer Streusandbüchse. Der Mann, der unter dem Bären lag und ihm mit beiden Händen die Kehle zudrückte, ward glücklicherweise auch nicht von einer einzigen Kugel getroffen.

Hiermit waren zwei Umstände verbunden, welche in jedem anderen Lande, nur nicht in Californien, außerordentlich genannt worden wären.

Eins war das gleichzeitige Abfeuern so vieler Schüsse in dem Augenblicke, wo man sah, daß der Bär den Mann in seiner Gewalt hatte. Man hätte meinen sollen, die Zuschauer hätten einen solchen Vorfall erwartet und wären mit ihren Revolvern schon im Voraus bereit; denn der Angriff des Bären auf den Mann schien allen ein vorher verabredetes Signal zum Feuern zu sein.

Ein anderer merkwürdiger Umstand war der, daß, obgleich so viele Pistolen so unerwartet und plötzlich, und von jedem Punkte des Amphitheaters aus, wo Tausende von Menschen sich zusammendrängten, abgefeuert wurden, doch Niemand weiter, als der Bär getroffen ward.

Es war dies ein frappantes Beispiel von den Eigenthümlichkeiten in dem Charakter der energischen, sich stets auf sich selbst verlassenden Menschen, welche damals in Californien lebten.

Auf der ‚Plaza de Toros' waren auch viele junge Mädchen Augenzeuginnen der Scenen, welche ich zu schildern versucht habe. Diese Mädchen waren theils aus dem Orte selbst, theils aus Mexiko, Chili und Peru. Während aller dieser aufregenden Scenen, wobei ein Mann von einem Stier aufgespießt und dadurch getödtet, ein Anderer von dem Bären verstümmelt und der Bär selbst getödtet ward, ließen diese interessanten Dämchen nie das Feuer ihrer Cigarritos verlöschen, sondern rauchten ruhig weiter, so gelassen und unbekümmert, als ob sie dem Tanz eines ‚Fandango' beigewohnt hätten.

Zehntes Kapitel.

Stormy's Selbstbiographie.

Bei meinen Streifzügen in Sonora und der Umgegend, um mir am ersten Tage der Woche ein wenig Zerstreuung zu bereiten, war Stormy Jack gewöhnlich mein Begleiter.

Während meiner ersten Bekanntschaft mit dem alten Seemann war ich noch zu jung, als daß ich mir ein richtiges Urtheil über seinen Charakter hätte bilden können, und meine Ehrerbietung gegen ihn gründete sich blos auf meinen Instinkt.

Jetzt, wo ich älter geworden und ein reiferes Urtheil besaß, hatte sich meine Ehrerbietung für Stormy nicht vermindert, sondern war sogar bis zur Bewunderung gestiegen. Ich konnte nicht umhin, seine vielen

guten Eigenschaften zu bewundern. Er liebte die Wahrheit und redete sie stets, er war offen, ehrlich, gesellig und großmüthig. Er verabscheute alles Gemeine, und war ein aufrichtiger Freund von ehrlichem Spiel und gleichmäßiger Gerechtigkeit in allen Dingen.

Er war es gewöhnt, seine Meinungen so offen darzulegen, daß schon bei der flüchtigsten Bekanntschaft jeder Rechtschaffene sein Freund, und jeder Unehrliche sein Feind ward.

Stormy war wirklich ein edler Naturmensch, wie man sie selten trifft und nie vergißt. Er war aus Instinkt ein Ehrenmann, und die vielen langen Jahre seines Zusammenlebens mit den niedrigsten Geschöpfen der Civilisation hatten seine natürliche Neigung nicht zu ersticken vermocht.

Stormy war in allen Punkten stark, nur in einem nicht, nämlich in seiner Widerstandsfähigkeit gegen die Lust zum Genuß starker Getränke. Hier gab er zu oft nach.

„Denke nicht, Rowland," sagte er eines Abends, als ich zufällig dieses Thema berührte, „daß ich mich des Trinkens nicht enthalten könnte, wenn ich es versuchte. Ich habe nie getrunken, als ich noch jung war, denn da hoffte ich und besaß Ehrgeiz, und konnte die Thorheit begreifen, die darin liegt, wenn man sich einer solchen Gewohnheit ergiebt. Ich trinke erst, seit=

dem ich der alte Stormy Jack, und zu alt bin, als daß meine schlechten Gewohnheiten für mich oder sonst Jemanden von irgend welcher Bedeutung sein könnten. Nein, Rowland, jetzt macht es nicht viel mehr aus, wie oft ich betrunken bin, sei es nun im Kopfe oder in den Füßen. Als ich noch so jung war, wie Du bist, hatte ich Niemanden, der mich Manieren gelehrt hätte, als die Welt, und diese that es auch. Wohin ich auch kam, schien es Jeder für sein Amt anzusehen, mir Schliff zu geben, aber die Weise, auf welche die Menschen es thaten, war nicht gerade immer sanft. Ich habe viel Schweres in der Welt durchmachen müssen, mein Junge."

„Daran zweifle ich durchaus nicht, Stormy," sagte ich, „denn Ihr seht ganz so aus, als ob Menschen, Schicksal und Zeit Euch arg mitgespielt hätten."

„Das ist auch so. Ich brauche Niemanden zu danken, als dem Allmächtigen, daß er mir Gesundheit und Kraft geschenkt, Das zu überleben, was ich ausgestanden habe, und ich weiß nicht recht, ob ich dafür dankbar sein soll. Wenn Du es wünschest, Rowland, so will ich Dir Etwas von meiner Lebensgeschichte erzählen, und Du wirst Dir daraus einen Begriff von der Weise machen können, auf welche man mich behandelt hat."

„Ich werde Das sehr gern hören," rief ich.

„Nun, dann angefangen! Das Erste, dessen ich mich entsinnen kann, ist die traurige Thatsache, daß ich einen Vater hatte, der oft in den Beinen betrunken war, und eine Mutter, welche es eben so oft im Kopfe war.

„Da mein Vater, wenn er sich berauscht hatte, sich nicht auf den Füßen zu erhalten vermochte, noch sich von dem Orte rühren konnte, wo er sich zufällig befand, so pflegte meine Mutter aus seiner Hilflosigkeit Vortheil zu ziehen und ihn Manieren auf eine Weise zu lehren, daß sein Gesicht fortwährend mit Beulen, Schwielen und Schrammen bedeckt war. Ich will gleich hinzufügen, daß sie auch mich oft auf solche Weise zurichtete. Wenn die Leute nun entweder meinen Vater oder mich ohne eine frische Wunde in dem Gesicht auf der Straße sahen, so wußten sie, daß bei uns weder Geld noch sonst Etwas vorhanden war, was in einer Trödelbude auch nur für einen Sixpence zu verkaufen gewesen wäre. Die Unverletztheit unserer Haut pflegte die Armuth der Kasse meines Vaters zu beweisen, oder daß wir, wie die Leute hier in Californien sagen ‚krumm liegen‘ mußten.

„Als ich ungefähr dreizehn Jahre alt war, entdeckten meine Eltern, daß sie sich nicht länger erhalten könnten, und mich noch viel weniger. Sie suchten

und fanden denn auch eine Heimath im Armenhause, wohin ich mitgenommen ward.

„Beide starben ein Jahr nach ihrem Eintritt in's Armenhaus, und ich ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben, oder vielmehr an denselben vermiethet.

„Hier hatte ich denn nun sehr viel zu thun. Die ganze Nacht mußte ich den Gesellen bei'm Backen helfen, und dann jeden Morgen drei oder vier Stunden lang mit einem schweren Korb voll Brot herumlaufen, welches ich an die verschiedenen Kunden meines Meisters abzuliefern hatte.

„Trotz dieser schweren Arbeit mußte ich beinahe verhungern. Das einzige Mal, wo ich mich satt essen konnte, war bei meiner Runde zu den Kunden, weil ich dann von jedem Brote ein Stückchen stehlen konnte, ohne daß man es bemerkte.

„Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß London mein Geburtsort ist, und wenn Du diese Stadt nur ein Wenig kennst, so kannst Du Dir einen Begriff von meinen Kinderjahren machen, die ich bei elenden, armen und trunksüchtigen Eltern verbrachte.

„Also, ich blieb über zwei Jahre bei dem Bäcker, und obgleich ich beinahe der schweren Arbeit, dem Hunger und dem Mangel an Schlaf erlag, so war diese Zeit meines Lebens doch vielleicht nicht die un=

glücklichste. Es war mir noch Schlimmeres vorbehalten.

„Der Bäcker und seine Frau, welche als meine Herren mich mißhandelten, hatten auch ein kleines Mädchen im Hause, eine Sclavin, welche sie aus demselben Armenhause genommen, aus welchem sie mich geholt. Dieses Mädchen ward durchaus nicht besser als ich behandelt, und die einzigen glücklichen Augenblicke waren für uns die, wo wir zusammen sein und offen unsere Meinung über unsern Herrn und unsere Herrin aussprechen konnten, welche Beide sich gleich schlecht gegen uns betrugen, die Frau jedoch womöglich noch schlechter, als ihr Mann. Das Mädchen und ich pflegten uns durch Hoffnungen auf bessere Zeiten zu ermuthigen.

„Ich hatte viele kleine Mädchen auf der Straße gesehen, welche sehr schön gekleidet waren und reinlich, gut genährt und glücklich aussahen, so daß ich viele für sehr schön hielt. Keins aber kam mir so schön vor, als das Mädchen, welches mit mir in demselben Hause vor Hunger und Arbeit beinahe starb, obgleich seine Kleidung nur aus schmutzigen Lumpen bestand.

„Als ich das Alter von sechzehn Jahren erreichte, erwachte ein so starkes Gefühl von Männlichkeit in mir, daß ich die Mißhandlungen des Bäckers und

seiner Frau nicht länger aushalten wollte, sondern davonzulaufen beschloß.

„Ich wollte meine Unglücksgefährtin nicht gern zurücklassen, aber der Gedanke, daß ich in einigen Wochen ein kleines Vermögen erarbeiten und ihr dann eine bessere Heimath schaffen könnte, versöhnte mich mit dem Entschluß, mich von ihr zu trennen.

„Eines Morgens sagte ich ihr Lebewohl und ging mit meinem Korb voll Brote auf dem Kopfe fort, um bei meinen Kunden damit die Runde zu machen.

„Als ich beinahe damit zu Ende war, so daß nur noch ein Brot im Korbe lag, setzte ich diesen nieder, nahm das Brot unter den Arm und war frei.

„Ich ging stracks nach den Docks, um nach Arbeit auszuschauen, und ehe der Tag sich seinem Ende zuneigte, hatte ich Unterkommen auf einem Kohlenschooner gefunden, welcher nach Newcastle segeln wollte.

„Der Führer dieses Schiffes war auch dessen Eigenthümer, und er sowohl, als seine Familie benutzten es als regelmäßige Wohnung.

„Ich hatte mir fest vorgenommen, mir die Gunst dieses Mannes zu erwerben, nicht nur durch treue Pflichterfüllung, sondern auch durch jede andere Dienstleistung, welche ich nur verrichten konnte. Es gelang mir auch, diesen Mann für mich zu gewinnen.

„Wir fuhren nach Newcastle, nahmen Ladung ein, und als wir wieder in London anlangten, hätte es der Schiffsherr nicht gern gesehen, wenn ich mich von ihm hätte trennen wollen. Als wir wieder nach London zurückkamen, erlaubte er mir, an's Ufer zu gehen, und schenkte mir eine halbe Krone, um sie nach Belieben zu verwenden.

„Eine so große Summe Geldes hatte ich noch nie besessen, und ich glaubte, daß die Zeit nun nicht mehr fern wäre, wo ich meine kleine Gefährtin dem mühseligen Leben entreißen könnte, welches sie erduldete. Ich beschloß, keinen Penny meines Geldes für mich auszugeben, sondern sogleich an das Ufer zu gehen und einen kühnen Versuch zu machen, das Mädchen seinem schrecklichen Aufenthaltsort zu entführen.

„Ich erzählte meinem Schiffsherrn von meiner früheren Gefährtin, von dem Hause, worin ich sie gelassen, und den Grausamkeiten, die sie wahrscheinlich immer noch ertragen müßte.

„Er sprach mit seiner Frau über die Sache, und nachdem Beide mich zu wiederholten Malen gefragt, ob das Mädchen sich anständig betrüge und nicht schlechte Worte brauche, sagten sie mir, daß ich sie mit an Bord des Schiffes bringen dürfte, welches eben im Flusse lag. Sie sollte die drei Kinder warten und sich sonst noch nützlich machen.

„Ich lief davon, um diesen Auftrag auszuführen, und war dabei fröhlicher, denn je. Ich scheute mich, in die Nähe des Bäckerhauses zu kommen, weil man mich vom Laden aus sehen konnte, und wahrscheinlich hätte man mich schwerlich wieder gehen lassen, da ich gesetzmäßig verpflichteter Lehrling des Bäckers war. Deßhalb beobachtete ich das Wirthshaus, wo, wie ich wußte, das Mädchen alle Mal des Abends Bier holte.

„Nachdem ich ungefähr eine halbe Stunde nach ihr ausgeschaut, kam sie und sah schöner, aber auch zerlumpter und schmutziger aus, als vor vier Wochen, wo ich sie zum letzten Male gesehen.

„„Komm her, Anna,““ rief ich. (Sie hieß nämlich Anna.) „„Komm, wirf Deinen Krug weg und folge mir!““

„Während ich Das sagte, lief ich auf sie zu.

„Sie ließ den Krug fallen, nicht weil ich es ihr gesagt, sondern vor Erstaunen, mich zu sehen. Der Krug fiel ihr aus der Hand auf das Pflaster und zerbrach in viele Stücke.

„„Folge mir,““ sagte ich; „„ich weiß eine andere Heimath für Dich.““

„Sie blickte auf den zerbrochenen Krug und dachte wahrscheinlich an ihre Herrin und die Schläge, welche sie gewiß bekommen würde, wenn sie ohne Krug und Bier nach Hause käme. Dieser Gedanke brachte

sie zu dem Entschluß, mitzugehen. Sie ergriff meine Hand, und wir liefen nach dem Fluß.

„Ich werde mich kurz fassen," sagte Stormy nach einer Pause, während welcher er durch eine schmerzliche Erinnerung bewegt zu sein schien.

„Neun Jahre arbeitete ich für dieses Mädchen. Eine lange Zeit erhielt ich guten Lohn als zweiter Mate auf einem großen Schiff, welches regelmäßige Reisen nach Charleston in den Vereinigten Staaten machte, und mein ganzes Geld wendete ich dazu an, Anna in einem guten Hause unterzubringen und sie im Lesen, Schreiben, und in guten Sitten unterrichten zu lassen.

„Mein größtes Vergnügen war es, mir jede Freude zu versagen, um nur Geld für Anna zu sparen. Oft bin ich über den Ocean ohne einen anständigen Anzug gesegelt, um nur nicht Anna der Gefahr auszusetzen, Mangel leiden zu müssen, so lange ich fort war.

„Während dieser neun Jahre trank ich weder Grog, noch andere geistige Getränke. Ich nahm nicht ein Mal ein Glas von meinen Kameraden an, weil man sonst von mir erwartet hätte, wieder eins geben zu lassen, und es war ein größeres Vergnügen für mich, das Geld für Anna zu sparen, als es für Dinge auszugeben, welche mir nur schaden konnten.

„Oft ging ich auf dem kalten, feuchten Deck hin und her und erfror beinahe die Füße, weil ich weder ein Paar Socken, noch gute Stiefel anzuziehen hatte. Solche Sachen kosteten Geld, ich wollte aber nur Geld zu Anna's Bequemlichkeit ausgeben, denn Anna kam mir nie aus dem Sinn; sie war der Abgott meiner Seele.

„Während meiner Reisen über den atlantischen Ocean ließen sich einige meiner Kameraden erbitten, mich ein Wenig lesen und schreiben zu lehren, und sobald ich Zeit finden konnte, übte ich mich mit großem Fleiße darin. Aus zwei Gründen wollte ich nämlich gern schreiben können. Erstens wünschte ich es um meinetwillen, dann aber wollte ich nicht, daß Anna einen Mann haben sollte, welcher nicht ein Mal seinen Namen schreiben könnte.

„Als ich ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt war, begann ich, an meine Verheirathung mit Anna zu denken. Ich hatte ein gutes Einkommen und genug gespart, um ein Häuschen für Anna einrichten zu können. Doch gerade jetzt bemerkte ich, daß sie angefangen hatte, mich etwas kalt zu behandeln. Ich hatte stets so eifrig gespart, daß ich ziemlich schäbig gekleidet war, und ich dachte zuerst, daß Anna sich vielleicht ein Wenig meines Aeußern schämte. Ich wußte, daß Dies nicht recht von ihr sein würde, aber eben so gut wußte

ich auch, daß Frauen eitel sind und sich eines solchen Gefühls nicht erwehren können. Ich konnte mir nicht denken, daß es Anna möglich wäre, mich nicht zu lieben, nachdem ich ihr so viele Opfer gebracht, denn ich verdiente ihre Liebe und hatte unverdrossen darum gearbeitet. Ich dachte, daß, wenn es überhaupt einen Mann gäbe, der Anna's Liebe und der Vermählung mit ihr würdig sei, ich dieser Mann wäre, denn ich hatte Alles gethan, was in meinen Kräften stand, um ihre Neigung zu gewinnen; und mehr kann Niemand thun. Ich glaubte auch, daß mich Anna liebte, denn sie hatte es mir oft gesagt. Du kannst Dir also vorstellen, wie ich erstaunt war, als ich ein Mal bei meiner Rückkehr von einer Reise, während ich ihr all' mein verdientes Geld gab, merkte, daß sie mich sehr kurz behandelte, von Tag zu Tag kälter gegen mich ward und weiter Nichts zu wollen schien, als mich los zu werden."

Bei dieser anziehenden Krisis seiner Erzählung ward Stormy durch den Eintritt zweier benachbarter Goldgräber unterbrochen, welche in unser Zelt kamen, um ein Spielchen mit uns zu machen.

Eilftes Kapitel.

Anna.

Ich empfand große Theilnahme für Stormy's Jugendgeschichte. Ich begab mich daher am nächsten Abend wieder in sein Zelt hinüber, und indem ich mich auf die Erde setzte, bat ich ihn, mit seiner Erzählung fortzufahren.

„Ja wohl, Rowland, mein Junge," sagte er zur Antwort auf meine Bitte. „Ich glaube, ich bin gestern Abend da stehen geblieben, wo das Mädchen angefangen hatte, mich mit Kälte zu behandeln, nachdem ich neun Jahre für sie gearbeitet.

„Also, als ich Dessen gewiß war, beschloß ich, den Grund zu einem solchen Benehmen zu erfahren. Ich wußte, daß es hier nicht mit rechten Dingen zu-

gehen könnte, und entschloß mich, der Sache auf den Grund zu kommen, wenn auch alle meine schönen Aussichten dadurch zerstört würden. Eines Tages, als mein Schiff wieder nach Charleston segeln sollte, schloß ich meine Rechnung mit dem Capitain ab und verließ das Schiff. Anna glaubte, ich sei mit dem Schiffe fort, allein sie irrte sich. Ich war dageblieben, um sie zu beobachten. Wenige Monate vorher hatte ich ihr Geld gegeben, daß sie mit einer Wittwe zusammen ein Spielwaarengeschäft beginnen konnte, und sie war jetzt in diesem Laden. Ich hatte mir vorgenommen, ein Auge auf den Laden zu haben, um zu sehen, was darin vorginge. Noch nicht lange hatte ich die Rolle eines Spions gespielt, als ich merkte, wie die Sachen standen. Ein junger Kerl von geckenhaftem Aeußern pflegte gewöhnlich jeden Tag den Laden zu besuchen. Er kam Abends, und Anna ging mit ihm in's Theater, oder auf Tanzplätze.

„Ich folgte dem jungen Menschen bis in seine Wohnung, denn er wohnte in einem Hinterhause zwei Treppen hoch, und von hier verfolgte ich seine Spur nach dem Orte seiner Beschäftigung. Ich fand, daß er, wie man in London sagt, ein Commis war. Er war Anna's unwürdig, aber da Dies der Fall war, wußte er es natürlich nicht, und ich konnte an seinem eitlen Gebahren sehen, daß er sich für zu gut hielt,

um Anna zu heirathen. Aus Dem, was ich sah, war nicht zu bezweifeln, daß er sie verführen und unglücklich machen würde.

„Ich wußte kaum, was ich thun sollte, denn es nützte Nichts, wenn man dem Mädchen auch sagte, daß sie betrogen würde. Sie hätte es doch nicht geglaubt.

„Wenn sie mir geglaubt und den Laffen aufgegeben hätte, so würde ich mich nicht sehr gegrämt haben. Doch mein Vertrauen zu ihr war weg. Ich hätte es auch nicht länger bewahren können. Sie hatte undankbar gegen mich gehandelt, indem sie mir einen eingebildeten Laffen vorzog, der sie an Vergnügungsorte führte, wo Männer nicht junge Mädchen hinführen, die sie nachher heirathen wollen. Anna hatte sich einer Liebe, wie der meinigen, unwürdig erwiesen. Ich hatte für sie gearbeitet, sie neun lange Jahre geliebt, und Das war nun ihr Dank.

„Alle meine guten Entschlüsse verließen mich in Folge der Gemüthserschütterung, die mir ihr Undank bereitete, und seit jener Zeit bin ich nur Stormy Jack und weiter Nichts gewesen. Du weißt, was er ist."

Wieder versank Stormy in Schweigen, als ob seine Geschichte zu Ende sei. Mit größerem Interesse

daran denn je verlangte ich mehr zu wissen. Zur Antwort auf meine Bitte nahm Stormy Jack seine Erzählung wieder auf und fuhr fort:

„Meine nächste Reise war eine lange. Ich ging nach Indien und blieb vierzehn Monate weg, hatte aber bei meiner Rückkehr nach Ablauf dieser Zeit Anna nicht vergessen. Ich liebte sie immer noch, obgleich ich wußte, daß sie nie mein Weib werden könnte. Selbst wenn sie eingewilligt hätte, würde mein Stolz mir nicht erlaubt haben, sie zu heirathen.

„Als ich aus Indien zurückkam, begab ich mich nach dem kleinen Laden, um nach ihr zu fragen. Sie war nicht mehr dort. Ich fand sie im Armenhaus, in demselben, aus welchen man sie als Kind genommen. Sie war Mutter eines sieben Monate alten Kindes, und war nie verheirathet gewesen. Ich nahm mir vor, sie Manieren zu lehren. Vielleicht findest Du es sonderbar, Rowland, aber ich wollte jetzt mehr denn je, daß sie mich liebte. Es wäre doch eine kleine Entschädigung für Das gewesen, was ich ihretwegen gelitten. Ich wußte, daß mein Beweggrund nicht so war, wie er hätte sein sollen, aber dennoch konnte ich nicht umhin, zu handeln, wie ich that.

„Als mir die Löhnung für meine Reise nach Indien ausgezahlt ward, hatte ich ungefähr fünfund=

zwanzig Pfund, und mit diesem Gelde nahm ich Anna aus dem Armenhaus und miethete ihr eine behagliche Wohnung. Ich handelte allem Anscheine nach so freundlich gegen sie, wie immer, und schien sie eben so wie früher zu lieben, wie ich sie auch öfter denn je besuchte. Als sie mein Benehmen im Gegensatz zu dem des herzlosen Bösewichts, der sie zu Grunde gerichtet und dann verlassen hatte, sah, konnte sie nicht anders, als mich lieben. Auf den Knieen und mit Thränen in den Augen bekannte sie ihre Thorheit und ihren Kummer wegen der Vergangenheit, indem sie mich bat, ihr zu vergeben.

„„Natürlich vergebe ich Dir, Anna,““ sagte ich, „„denn sonst würde ich nicht zu Dir zurückgekehrt sein.““

„„Und willst Du mich wieder so lieben, wie Du es früher gethan?““ fragte sie dann.

„„Gewiß will ich Das.““

„„John,““ sagte sie, „„Du bist der edelstgesinnte Mann auf der ganzen Welt, und ich fange erst jetzt an, Deinen wahren Werth kennen zu lernen. O, wie thöricht bin ich doch gewesen, denselben nicht schon früher erkannt zu haben! Du bist besser, als alle anderen Männer der Welt!““

„Anna war über die Thorheit ihrer Jugendjahre

hinaus. Die Leiden, die sie während der letzten Monate durchgemacht, hatten sie Weisheit und Reue gelehrt, so daß sie jetzt glaubte, eine Liebe, wie die, welche ich ihr bot, müsse wohl Etwas werth sein.

„Ich besuchte sie jeden Tag und that, als ob ich sowohl an ihrer, wie an ihres Kindes Wohlfahrt großen Antheil nähme, bis ich endlich gewiß war, daß sie mich liebte. Sie hätte auch nicht anders gekonnt, selbst wenn sie gewollt hätte! Das arme Mädchen! Sie bildete sich ein, wieder glücklich werden zu können, allein sie täuschte sich.

„Als mein ganzes Geld ausgegeben war, bereitete ich mich vor, Abschied von ihr zu nehmen. Ehe ich ging, sagte ich ihr die Wahrheit, nämlich daß ich sie seit ihrer Kindheit geliebt, und daß ich sie stets lieben würde, aber niemals zu meinem Weib machen könnte. Nach Dem was ich erfahren, könnte ich nie mit ihr als Ehemann glücklich werden.

„„Ich werde Dich nie vergessen, Anna,““ sagte ich. „„Sobald ich ein Pfund in meiner Tasche habe, sollst Du gern fünfzehn Schillinge davon bekommen, aber mein Glück auf dieser Welt hast Du vollkommen vernichtet, und ich kann Dich nie heirathen, wie ich es mir ein Mal vorgenommen. Du weißt, wie viele Jahre ich für Dich gearbeitet habe. Gab ich Dir da

nicht genug Beweise davon, wie sehr ich Dich liebte? Alles, was ich bisher gethan, will ich gern auch weiter für Dich thun, aber Das, was ich zu thun hoffte, kann nun nie geschehen. Du hast Dich meiner Liebe nicht als würdig erwiesen, und kannst daher nie mein Weib werden.""

„Während ich so sprach, gerieth sie beinahe außer sich und erklärte, daß sie nie wieder einen Schilling von mir annehmen würde. Sie versprach, Alles für mich thun zu wollen, was ich für sie gethan; sie wollte für mich arbeiten und mich in Müssiggang leben lassen.

„So war es mir endlich doch gelungen, ihre Liebe zu gewinnen.

„Vielleicht war es unrecht von mir, es gethan zu haben, aber die Weise, in der ich gekränkt worden, machte mich unfähig, ehrlich zu handeln. Ich konnte nicht umhin, diese Gelegenheit zu benutzen, sie ein wenig Manieren zu lehren.

„Noch eine Person wollte ich Dasselbe lehren, ehe ich London verließ, wenn ich auch entschlossen war, es auf andere Weise zu thun. Ich meine nämlich den Laffen, welcher Anna in's Verderben gestürzt.

„Ich suchte ihn und begegnete ihm auf der Straße, als er eben nach dem Geschäft ging, wo er engagirt war. Ich legte eine meiner Hände auf seine

Schulter, damit er mir nicht entwischte, während ich ihm mit der andern seine Lection verabreichte. Ich schlug ihm die Nase breit, riß ihm beinahe ein Ohr ab, und fügte ihm außerdem noch einige kleine Verletzungen zu. Die Polizei riß mich von ihm hinweg, ich ward nach dem Polizeiamt gebracht und den nächsten Tag vor den Friedensrichter gestellt.

„Ich bekam nur zwei Monate Gefängniß dafür, daß ich dem elenden Wicht eine Lection gegeben, was ich nicht sehr bedauerte, denn im Gefängniß ging es mir eben so gut, als sonst wo. Meine Zeit oder meine Freiheit hatten von jetzt an keinen Werth mehr für mich. Als man mich wieder freigelassen, machte ich eine zweite Reise nach Indien, und kam nach vierzehn Monaten wieder zurück.

„Als ich wieder kam, war Anna todt. Sie war in demselben Armenhause gestorben, in dem sie geboren worden.

„Seitdem habe ich keinen besondern Grund zu haben geglaubt, warum ich mich anständig benehmen sollte, und ich bin, wie Du mich siehst, der alte Stormy Jack gewesen. Ich habe nie wieder daran gedacht, mich zu verheirathen. Ich konnte nur Eine lieben, aber das Schicksal wollte nicht, daß sie die Meine würde. Ich glaube, ich bin gar nicht zum Heirathen bestimmt, und auf jeden Fall mag ich's

nicht wieder versuchen. Ich habe ein Mädchen elend gemacht, weil ich dasselbe nicht geheirathet, und ich könnte noch eins elend machen, weil ich es heirathete."

Mit dieser hypothetischen Betrachtung schloß Stormy Jack seine traurige Geschichte.

Zwölftes Kapitel.

Eine seltsame Aufforderung von Stormy.

Wie ich bereits erzählt, hatte ich die nördlichen Goldgruben in der Absicht verlassen, mich an den Tuolumnefluß zu begeben, und auf dem Wege nach dem letztgenannten Ort Guinane getroffen, welcher mich überredet, meinen Plan aufzugeben und mich eine Zeit lang am Stanislaus niederzulassen.

Jetzt, wo Guinane todt, und in dem Stück Land, welches wir gemeinsam ausgebeutet, Nichts mehr zu finden war, hinderte mich Nichts mehr, meinen ursprünglichen Plan auszuführen. So beschloß ich denn, die Goldgruben von Sonora zu verlassen und mich an den Tuolumne zu begeben.

Stormy Jack, welcher zurückblieb, versprach mir nachzukommen, sobald er seine Grube ausgebeutet

haben würde, womit er in ungefähr drei Wochen fertig zu werden gedachte.

Als ich den Tuolumne erreicht, begab ich mich nach Jacksonville, einem kleinen Goldgräberdorfe, wo ich, nachdem ich mich mehrere Tage umgesehen, zwei Antheile an einem Stück Land, welches am Flußufer lag, kaufte.

Da mir aber die Arbeit in dieser Grube wegen großer Nässe unangenehm war, so miethete ich Männer, die für mich arbeiteten. Ich konnte Das recht gut, denn da ich seit meiner Ankunft in den Goldgräbereien fleißig gearbeitet hatte, meine Mühe nicht erfolglos und ich nicht ausschweifend gewesen war, so begann ich zu glauben, daß Lenore noch mein werden könnte. Je heller diese Hoffnung zu strahlen anfing, desto mehr schätzte ich mein Leben und war daher besorgt, meine Gesundheit nicht dadurch zu gefährden, daß ich in einer nassen Grube arbeitete.

Auch mit meinen häuslichen Einrichtungen war eine Veränderung vorgegangen. Ich wohnte nicht mehr in dem Zelte eines Goldgräbers, wie ich denn auch aufhörte, mein eigener Koch und meine eigene Waschfrau zu sein. Ich hatte mehrere hundert Pfund im Vermögen, und begann eine bessere Meinung denn je von mir zu haben. So stolz war ich auf den Besitz einer solchen Summe, daß, wäre ich zu dieser Zeit in

Liverpool gewesen, ich nicht gezögert haben würde, Lenoren meine Liebe zu erklären.

Das Leben der meisten Goldgräber ist über alle Begriffe elend. Die Unannehmlichkeiten und Mühseligkeiten, die sie ertragen, werden durch die Freiheit von den lästigen Anordnungen und Einschränkungen eines civilisirteren Lebens bei Weitem nicht aufgewogen. Ich habe Goldgräber gesehen, welche Brot aßen, das in einem Hut geknetet und in der heißen Asche ihrer Lagerfeuer gebacken worden! Ich habe sie viele Beschwerden, ja sogar Hunger erdulden sehen, während sie mit schweren Säcken Goldes beladen waren!

In den Tagen, wo das Goldsuchen romantisch und fashionable war, habe ich gelehrte Advocaten, geschickte Aerzte und beredte Theologen, welche von den Reizen des Goldgräberlebens verführt worden waren, den Sabbathtag damit zubringen sehen, daß sie am Waschfaß standen, oder vor ihren Zelten saßen und ihre zerrissenen Kleider flickten. Ich selbst hatte ein solches rauhes Leben geführt, seitdem ich in die Goldgräbereien gekommen; aber jetzt hatte es seinen Reiz für mich verloren, und nachdem ich den Tuolumne erreicht, miethete ich mich in einem französischen Gasthof ein.

Die beiden Antheile von der Grube, die ich gekauft, gaben bald eine reiche Ausbeute, so daß ich nun

noch mehr kaufen und auch mehr Arbeiter anstellen konnte.

Eines Tages besuchte mich Stormy Jack, welcher, wie er sagte, gekommen war, um: ‚sich noch ein Mal mit mir zu besprechen, ehe er von Sonora absegelte.‘

Er sah, wie angenehm ich in Jacksonville lebte, und daß ich Geld ohne weiter große Arbeit zusammenwarf.

„Ich werde herkommen, um wie Du zu leben,“ sagte er, „denn ich werde selbst zu reich, als daß ich so fortleben möchte, wie ich es bisher gethan. Ich mag mit schwerer Arbeit Nichts mehr zu thun haben.“

Nachdem er den Tag bei mir zugebracht, kehrte er nach Sonora in der Absicht zurück, seine Goldgrube zu verkaufen und nach Jacksonville überzusiedeln.

Den Tag nach seiner Abreise, an einem Sonnabend, erhielt ich noch spät am Abend einen Brief von ihm. Er hatte denselben am Morgen geschrieben und mir durch einen Krämer, welcher zufällig nach Jacksonville zurückkehrte, zugeschickt. Dieser Brief war so schlecht geschrieben, daß ich den ganzen Abend dazu brauchte, ihn zu entziffern. Nach vielem Aufwand an Zeit, Geduld und Scharfsinn gelang es mir jedoch, die Mittheilung, welche in dem Briefe enthalten war, leidlich zu verstehen.

Stormy begann mit Bitten um Entschuldigung der etwa vorkommenden Fehler, denn es sei der erste Brief, den er wieder seit länger als dreißig Jahren geschrieben. Und wirklich hatte bei Stormy alle Correspondenz aufgehört, seitdem Anna gestorben.

Dann theilte er in seiner charakteristischen Weise mit, daß eben am Stanislaus ein Mord begangen worden sei. Ein Mann habe seine Frau umgebracht, sei summarisch verhört und des Verbrechens für schuldig erklärt worden.

Am nächsten Tag wollten die Goldgräber den Mörder ‚Manieren lehren,‘ indem sie ihn zu Mittag an einen Baum hingen. Stormy rieth mir, hinzukommen, denn er glaubte, daß er sowohl wie ich den Verbrecher schon früher gesehen. Er sei, meinte er, seiner Sache nicht gewiß, denn der Mörder trüge einen Namen, den er mich nie hätte nennen hören, aber ein Name wäre Nichts.

„Ich bilde mir ein,“ schrieb Stormy, „daß ich den Mann vor vielen Jahren gesehen habe, und daß Du schon wissen wirst, wer er ist, obgleich ich es nicht gewiß weiß. Komm daher und sieh' ihn selbst. Ich erwarte Dich früh um eilf Uhr in meinem Zelt.“

Wer konnte wohl der Mörder sein, daß ich ihn kennen sollte? Konnte Stormy sich irren? Hatte er

vielleicht getrunken, und war er dieses Mal im Kopf, anstatt in den Füßen benebelt?

Ich konnte jedoch kaum glauben, daß er den Brief im Rausch geschrieben. Er würde sich nicht die Mühe genommen haben, nach dreißig Jahren wieder einen Brief zu schreiben, wenn er nicht einen wichtigen Grund dazu gehabt hätte.

Ich ging zu dem Krämer, welcher mir den Brief gebracht. Von diesem erfuhr ich, daß ein Mann aus Sidney wirklich einen Mord begangen hätte, und daß der Mörder den nächstfolgenden Tag gehängt werden sollte.

Als ich fortfuhr, über die empfangene Mittheilung nachzudenken, kam mir ein schrecklicher Gedanke ein. War dieser Mörder vielleicht Leary? War sein Opfer vielleicht meine Mutter?

Es gab eine Zeit, wo dieser Gedanke eine andere Wirkung als jetzt auf mich hervorgebracht, wo, wie dunkel auch die Nacht gewesen wäre, ein solcher Verdacht mich bewogen hätte, aufzuspringen und augenblicklich den Weg nach Sonora einzuschlagen.

Jetzt aber that ich es nicht. Ich fühlte jetzt weniger Theilnahme für das Geheimniß, welches zu durchdringen ich mich so lange bemüht. Die Zeit und die Erfahrung, welche sie mit sich gebracht, hatte mich weniger ungestüm, wenn auch nicht weniger fest in

der Verfolgung meiner Zwecke gemacht. Ich konnte jedoch nicht schlafen, denn der Verdacht quälte mich, und nach einer elenden Nacht erhob ich mich, noch ehe die Sonne aufging.

Sonora lag etwa dreizehn englische Meilen von den Goldgruben am Tuolomne entfernt. Es war dies ein angenehmer Morgenspatziergang, und ich beschloß daher, zu Fuße zu gehen. Die Bewegung mußte jedenfalls meinen Appetit reizen, so daß mir mein Frühstück jedenfalls gut mundete, wenn ich die Stadt erreichte. Ich konnte mir vollauf Zeit nehmen, und doch um neun, also zwei Stunden früher, als Stormy mich erwartete, eintreffen.

Ich ging meines Weges und überlegte dabei, welches Verfahren ich wohl einschlagen sollte, wenn der Mörder Leary, und die Gemordete meine Mutter wäre!

Mr. Leary war der Gatte meiner Mutter. Er war mein Stiefvater. Sollte ich wohl zugeben, daß man ihn hinrichtete?

Derartige Gedanken jagten sich durch meine Seele, als ich den einsamen Weg dahinwanderte. Ich konnte ihnen nicht durch die Idee Einhalt thun, daß Leary vielleicht gar nicht der Mörder wäre. Warum ich überhaupt an ihn gedacht, kam daher, weil ich an keinen andern Mann denken konnte, den Stormy und

ich früher gekannt, wenigstens keinen, der wahrscheinlich einen Mord hatte begehen können. Aber Stormy konnte sich deßwegen immer noch getäuscht haben und der verurtheilte Verbrecher uns Beiden fremd sein.

Als ich ungefähr eine Meile weit auf der Hauptstraße nach Sonora gegangen war, verließ ich dieselbe, weil ich wußte, daß ich einen kürzern Weg auf einem Pfade machen könnte, der über die Hügelkette führt, welche die Thäler des Stanislaus und Tuolumne trennt.

Ich hatte bereits, wie ich gedacht, die Hälfte des Weges nach Sonora zurückgelegt, und ging eben an einem dichten Gebüsch vorüber, als ein großer, grauer Bär daraus hervor- und gerade auf mich zugestürzt kam.

Glücklicherweise stand ein großer Eichbaum in der Nähe, dessen Aeste eine horizontale Richtung hatten. Ich hatte gerade noch Zeit, um auf diese Aeste zu klettern. Eine Secunde später hätte mich der Bär mit seinen Tatzen gepackt. Dem braunen Bär, seinem Vetter, unähnlich, kann der graue Bär keinen Baum erklettern, und da ich Dies wußte, so glaubte ich mich sicher.

Indem ich mich auf einen der Aeste des Eichbaums setzte, betrachtete ich meine beneidenswerthe Lage. In dem nahen Gebüsch spielten die Jungen

des Bären. Ich konnte sie schnüffeln und brummen hören, und bald darauf sah ich sie bei ihren rohen, bärenhaften Spielen. Es würde ganz unterhaltend gewesen sein, diese Thiere zu beobachten, aber die Aussicht, wie ich meine Freiheit wieder gewinnen sollte, ward bald der einzige Gegenstand meiner Gedanken, und es war Dies keineswegs ein angenehmer.

Ich sah, daß die Bärin durchaus nicht gesonnen war, den Baum zu verlassen, so lange ihre interessante Familie sich in der Nähe befände. Das schien gewiß zu sein. Daß Jemand an diesem einsamen Ort vorübergehen würde, war höchst unwahrscheinlich. Der Weg ward wenig und höchstens ein Mal von einem Fußgänger, wie ich, benutzt.

Um der Sicherheit ihrer Kinder willen konnte die Bärin mich vielleicht auf dem Baume zu bleiben nöthigen, bis ihre Jungen das Alter der Mündigkeit erreicht hätten und selbst für sich sorgen könnten.

Unter diesen Umständen konnte ich nicht so lange ausharren.

Da ich stets geglaubt, daß höfliches Benehmen, ein gutes Bowiemesser und die Klugheit, mich um mich selbst zu bekümmern, viel bessern Schutz gewährten, als Feuerwaffen, so trug ich selten einen Revolver, wie es doch die meisten Bewohner Californiens damals zu thun pflegten. Jetzt fand ich aber, daß

ich die Waffe brauchen könnte, wo ich dieselbe nicht hatte.

Doch war ich nicht ganz ohne Tröstungsmittel in meiner peinlichen Lage, denn ich hatte einige gute Cigarren und eine Flasche mit Branntwein bei mir. Die letztere hatte ich zufällig am Abend vorher in meine Tasche gesteckt. Um mich für meine Berechnungen, wie ich wohl meine Freiheit wieder gewinnen könnte, zu stärken, that ich einen Zug aus der Flasche und zündete mir dann eine Cigarre an.

Dreizehntes Kapitel.

Eine brennende Bärin.

Während der ganzen Zeit hatte die Bärin energische Anstrengungen gemacht, um den Baum umzureißen oder aufzufressen, und ich fühlte mich erst dann sicher, als ich sah, daß sie Keins von Beidem zu thun vermochte.

Jetzt aber fiel mir ein, warum ich nach Sonora hatte gehen wollen. Mir war es, als ob die Sache an Wichtigkeit zugenommen hätte, und zwar so sehr, daß ich mir einzubilden begann, alle meine Hoffnungen für die Zukunft hingen davon ab, daß ich noch vor zwölf Uhr bei Stormy einträfe. Die Zeit verging schnell, ohne daß ich mich dem Ort meiner Bestimmung genähert hätte.

„Was soll ich thun?“ war der Gedanke, welcher wie siedendes Blei durch das Gehirn zu rinnen schien.

Der aufgeregte Zustand, in welchem ich mich befand, störte den Genuß, den ich gewöhnlich habe, wenn ich eine gute Cigarre rauche, und das Feuer derjenigen, welche ich angezündet, verlöschte daher bald.

Da ich glaubte, daß das Rauchen ein aufgeregtes Gemüth beruhige und es in geeigneteren Zustand zu besserer Ueberlegung versetze, so zündete ich die Cigarre wieder an.

Ich wußte, daß, da die grauen Bären unversöhnlich sind, die alte Bärin, welche mich belagerte, den Baum wahrscheinlich nicht verlassen würde, so lange ich auf demselben säße, und daß die Länge meiner Gefangenschaft wahrscheinlich davon abhinge, wer von uns am Längsten dem Hunger widerstehen könnte.

Meine Cigarren konnten nicht wie die, welche ich oft zu rauchen gezwungen gewesen, als Nahrungsersatzmittel dienen, da sie weder aus Rübenkraut, noch aus Kohlblättern gemacht waren.

Der Tag war entsetzlich heiß, und ich war so durstig geworden, daß der Branntwein meinen Durst nicht zu löschen vermochte. Je länger ich oben auf dem Baume saß, desto größer ward meine Ungeduld, und mir kam es vor, als ob das Leben Nichts werth wäre, wenn ich Stormy nicht zu der bestimmten

Stunde träfe. Ich fühlte die schreckliche Nothwendigkeit, wußte aber nicht, wie ich derselben in irgend einer Weise nachkommen sollte. Es war sehr wahrscheinlich, daß ich den nächsten Tag vielleicht auch noch keine größere Strecke nach Sonora zurückgelegt haben, sondern nur dem Tode näher sein würde. Der quälende Durst allein, welchen die fieberhafte Angst um meine schreckliche Lage jeden Augenblick verschlimmerte, mußte mir den Tod bringen.

Der Gedanke, vom Baume herunterzusteigen und auf den Bären mit meinem Bowiemesser einzudringen, war zu abgeschmackt, als daß ich ihn nur einen Augenblick gehegt hätte. Ein solcher Schritt hätte meinen augenblicklichen Tod zur Folge gehabt.

Ich habe bereits gesagt, daß zu der Zeit, von welcher ich schreibe, in Californien leider Stier- und Bärenkämpfe sehr oft zu sehen waren.

Ich hatte dreien dieser Schauspiele beigewohnt, und die Weise, auf welche ich einen Bären einen Stier niederwerfen und mit einem einzigen Schlag seiner Tatze zerreißen sah, war schrecklich genug, um mich zur Vorsicht der alten Bärin gegenüber zu mahnen, damit sie nicht Gelegenheit fände, ihre Tapferkeit an mir zu zeigen.

Endlich fiel mir ein Mittel ein, durch dessen Anwendung ich meine Freiheit wieder gewinnen könnte,

und ich glaube, es war das Rauchen meiner Cigarre, was mich auf diesen glücklichen Gedanken brachte.

An dem Aste, auf welchem ich saß, hing ein Büschel von einer seltsamen Schmarotzerpflanze. Es war eine Abart von ‚spanischem Moos,' oder ‚von altem Mannsbart,' so genannt wegen der Aehnlichkeit seiner langen, faserigen Blätter mit dem Haar eines ehrwürdigen Bartes.

Die Pflanze selbst war lange verdorrt, wie ich an den verwelkten Blättern sehen konnte. Die langen Fasern hingen vom Aste dürr und trocken, wie gekräuseltes Roßhaar herab.

Ich langte hin und rupfte eine Menge der fadenähnlichen Blätter ab, und legte diese so neben mich, daß ich sie bequem erreichen konnte, wenn ich sie brauchte.

Meine nächste Bewegung war die, den Kork aus meiner Branntweinflasche zu ziehen, worauf ich dieselbe umkehrte und beinahe den ganzen Inhalt derselben der Bärin auf den Rücken goß. Das Uebrige verwendete ich dazu, daß ich das spanische Moos etwas anfeuchtete.

Ich zog nun mein Feuerzeug aus der Tasche, wo ich dann zu meinem Kummer entdeckte, daß nur noch ein einziges Zündhölzchen darin war!

Was sollte aus mir werden, wenn es nicht an=

brannte, oder wenn ich, selbst wenn es in Brand gerieth, das getrocknete Moos nicht damit anzuzünden vermochte?

Ich zitterte bei dem Gedanken, daß mein Plan mißlingen könnte. Vielleicht hing mein Leben von dem Anzünden dieses einen Schwefelhölzchens ab. Ich fühlte die Nothwendigkeit, recht vorsichtig zu sein. Ein leichtes Zittern meiner Hand konnte meinen guterdachten Plan zu nichte machen.

Vorsichtig strich ich mit dem Zündhölzchen über die Feilspähne auf dem Feuerzeug, allein zu vorsichtig — denn kein Knistern begleitete die Reibung.

Ich versuchte von Neuem, aber jetzt sah ich zu meinem Schrecken, wie die kleine Phosphorkuppe, welche aufgeflammt haben sollte, vom Zündhölzchen abbrach und auf die Erde am Fuß des Baumes fiel.

Jetzt wäre ich selbst beinahe gefallen, denn der Hoffnungsstrahl, welcher meinen Geist erhellt, war verloschen, und die Finsterniß der Verzweiflung breitete sich wieder über mein Herz.

Doch bald stieg ein neuer Gedanke in mir auf, welcher mir meine Hoffnung eben so schnell wiedergab, als ich sie verloren. Es war noch Feuer in dem Cigarrenstummel, welchen ich zwischen den Zähnen hielt.

Ich hielt das Streichhölzchen noch in der Hand und sah, daß noch etwas Phosphor daran war.

Ich hielt es an meine glimmende Cigarre und hatte die Freude, es hoch aufflammen zu sehen.

Jetzt zündete ich das spanische Moos an, welches, mit Branntwein getränkt, bald eine helle Flamme ward, und diese seltsame Fackel ließ ich auf den Rücken der Bärin fallen.

Ganz wie ich erwartet hatte, entzündete sich der Branntwein, mit dem ich das zottige Fell der Bärin durchnäßt, zu einer zischenden, sprudelnden Flamme, welche den ganzen Körper des Thieres einzuhüllen schien.

Es war mir jedoch nicht lange vergönnt, dem Brande zuzusehen. welchen ich hervorgebracht, denn in dem Augenblicke, wo die Bärin die sengenden Wirkungen der Flamme fühlte, rannte sie von dem Fuße des Baumes fort und über die nächste Anhöhe davon, indem sie dabei brüllte wie ein Orkan unter den Wendekreisen.

Noch nie vorher hatte ich ein lebendes Wesen in so großer Angst gesehen.

Das Gebrüll der Bärin ward bald von dem eines andern grauen Bären beantwortet, welcher nicht sehr weit zu sein schien, und ich wußte, daß ich keine

Zeit zu verlieren hätte, sondern so schnell wie möglich fliehen müßte.

Schnell stieg ich von dem Baume, und die Entfernung, die ich in den folgenden zehn Minuten zurücklegte, war wahrscheinlich größer, als die, welche ich je in der doppelten Zeit zurückgelegt.

Vierzehntes Kapitel.

Das Lynchgesetz contra Leary.

Ich erreichte Stormy's Zelt ungefähr um zehn Uhr und fand, daß er mich erwartete. Ich schlug ihm vor, daß wir uns sogleich nach dem Gefängniß begäben, wo der Verurtheilte untergebracht war. Ich war ungeduldiger, als mein Begleiter, denn ich wollte sehen, ob der Verbrecher mir wirklich bekannt wäre.

„Kommt nur mit," sagte ich zu Stormy, „wir können bei'm Gehen mit einander sprechen."

Der alte Seemann folgte mir und ging ohne zu sprechen voran.

„Stürmt nur los, Stormy," rief ich, „laßt mich hören, was Ihr zu sagen habt."

„Es ist nicht viel," erwiderte er, „und ich fürchte daß ich uns Beide zu Narren gemacht habe. Ich habe

gestern den Mann gesehen, welcher heute gehängt werden soll. Ich bildete mir ein, es sei Derselbe, welcher Dich in der Dublin Bai an Bord der „Hope“ brachte, als Du zum ersten Male zur See gingst, Derselbe, von dem Du mir sagtest, er sei Dein Stiefvater, und den Du Manieren lehren wolltest, wenn Du bei Deiner Rückkehr erführest, daß er sich schlecht benommen hätte. Doch aber kann Dies auch nur Einbildung von mir sein. Die Sache ist ja so viele Jahre her, daß ich mich nicht recht darauf besinne, doch aber wäre ich nicht ruhig, wenn Du den Mann nicht selbst sähest.

Ich sagte Stormy, daß er recht gehandelt habe, und daß ich hoffte und erfreut sein würde, zu finden, daß er sich geirrt.

Stormy's Zweifel beruhigten mich etwas. Ich war auch sehr hungrig; in dem ersten Gasthaus, an dem wir vorüberkamen, bestellte ich ein Frühstück, welches ich mit einem Appetit verzehrte, den ich nie wieder zu haben gehofft, eine Hoffnung, die der Besitzer des Gasthauses ohne Zweifel theilte.

Dann setzten wir unsern Weg nach dem Hause fort, in welchem der Gefangene bewacht ward.

Das Gefängniß war eine bloße Schenke, um welche eine Menge Leute sich zu versammeln begannen.

Ich wünschte den Gefangenen zu sehen, er befand sich jedoch in einem Zimmergange drinnen im Hause,

wo auch seine Wächter waren, und diese waren etwas sehr vorsichtig in Bezug auf die Personen, welche den Mörder besuchen wollten. Daher mußte ich warten, bis er zur Hinrichtung herausgeführt werden würde.

Als ich fand, daß ich den Verbrecher nicht zu sehen bekommen könnte, während ich doch begierig war, sogleich Etwas zu erfahren, beschloß ich, mir sein Opfer anzusehen. Dies ging sehr leicht, da das Haus, in welchem die Gemordete lag, nicht weit von dem entfernt war, in welchem der Mörder gefangen gehalten ward.

Von Stormy begleitet, begab ich mich nach dem Hause, wo man uns in die Stube führte, in welcher die Leiche lag. Das Gesicht der Todten war mit einem weißen Tuche bedeckt, und während ich mich über den Leichnam beugte, erfaßte mich eine sonderbarere Bewegung denn je. Würde ich wohl die leblosen Züge meiner Mutter erblicken, wenn ich das leichte Gewebe wegzöge?

Die Ungewißheit war martervoll. Endlich zog ich das Tuch weg und athmete wieder auf. Die Leiche war nicht die meiner Mutter, sondern die einer jungen Person, welche ungefähr neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein mochte. Sie war sehr, sehr schön gewesen, und war es noch — sogar im Tode!

Weniger von meinen Gedanken gemartert, folgte ich Stormy wieder nach der Schenke, um welche die Menschenmenge noch dichter stand, denn es war jetzt zwölf Uhr, also die Stunde der Hinrichtung.

Mein Herz klopfte hörbar, als man den Verbrecher, umgeben von seiner Wache, herausführte.

Stormy hatte Recht. Der Mörder war Matthew Leary!

„Was soll ich thun?“ fragte ich Stormy, als wir dem Verbrecher nach dem Richtplatz folgten.

„Du kannst gar Nichts thun,“ antwortete Stormy. Laß die Anderen ihn nur Manieren lehren, denn wenn Du Dich in die Sache mischest, so werden sie Dich am Ende selbst welche lehren.“

In diesen Worten lag etwas Wahres. Nach dem Charakter der Männer zu urtheilen, welche den Mörder gerichtet und verurtheilt hatten, war es augenscheinlich, daß ich Nichts zu seiner Rettung thun konnte.

Man führte den Mörder aus der Schenke, wo er seit seiner Verurtheilung gefangen gehalten worden, nach einer Eiche, welche oben auf einem Hügel stand, der ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt war. Unter diesem Baume befand sich ein frisch gegrabenes Grab. Der Mörder mußte das Grab sehen, als man ihn vorführte, und wissen, daß

dies seine letzte Ruhestätte sein würde; aber trotzdem näherte er sich dem Baume anscheinend ohne die geringste Gemüthsbewegung!

„Entweder ist dies ein sehr guter, oder ein sehr schlechter Mensch,“ sagte Jemand neben mir; „er stirbt ruhig.“

Ein Karren ward unter den Eichbaum gezogen, und es stiegen vier bis fünf anständig aussehende Männer hinein, welche eine hervorragende Rolle bei dem ganzen Vorgange zu spielen schienen.

Einer bat um Ruhe, welche Bitte auch sogleich erfüllt ward, und der Mann, der sie gestellt, redete die Versammlung in folgenden Worten an, die ich hier so getreu wiedergebe, wie ich sie behalten habe:

„Meine Herren! Ehe wir die traurige Pflicht erfüllen, die uns hierher gerufen, erachte ich es für nothwendig, Ihnen eine kurze Schilderung der Umstände zu geben, unter welchen wir aufgefordert worden sind, zu handeln.

„Der Gefangene vor Ihnen, John Matthews, ist von einer Jury von zwölf Männern schuldig erfunden worden, seine Gattin, oder eine Frau, welche als Gattin bei ihm lebte, ermordet zu haben. Er ist von einem guten Advokaten vertheidigt worden, wie auch das Verhör mit allem Anstand und aller Cere-

monie geleitet worden ist, welche bei einer so feierlichen und wichtigen Gelegenheit nöthig sind. Es ist gegen den Gefangenen gezeugt worden, daß er ein Trunkenbold sei, und daß er die Mittel zur Befriedigung seiner Trunksucht von seiner Frau genommen, welche sich, den Gefangenen und Beider Kind durch ihre Arbeit als Wäscherein ernährte. Es sind der Jury vollgültige Beweise vorgelegt worden, daß an dem Tage, wo der Mord begangen ward, der Gefangene betrunken nach Hause kam und Geld von seiner Frau verlangte. Diese sagte ihm, daß sie nur drei Dollars im Hause habe, und daß sie damit mehrere nothwendige Dinge für ihr Kind kaufen müßte, kurz sie weigerte sich, ihm Geld zu geben. Der Gefangene forderte Dasselbe noch ein Mal, aber wieder wollte es ihm die Frau nicht geben. Nachdem er sich vergebens bemüht, das Geld durch Drohungen zu erpressen, ging er durch das Zimmer und verschaffte sich eine Pistole, mit der er einen vergeblichen Versuch machte, die Frau zu erschießen. Als er merkte, daß die Pistole nicht geladen war, drehte er dieselbe um und schlug die Frau mit dem Kolben zwei Mal auf den Kopf. Diese Schläge verursachten ihren Tod, der zwei Stunden später erfolgte. Der Mann, welcher dieses Verbrechen begangen, steht jetzt vor Ihnen. Da ich nicht der Ansicht irgend Jemandes

vorzugreifen wünsche, so habe ich einfach erzählt, was in dem Verhör bewiesen worden ist, und ich frage nun: Was sollen wir mit dem Mörder thun?"

Der Sprecher setzte bei diesen Worten seinen Hut auf, als ob er damit sagen wollte, daß seine Rolle bei der feierlichen Cermonie zu Ende sei.

Die feste, ernste Stimme, mit welcher er das Publikum angeredet, überzeugte mich, daß der Sprecher sich weder von Vorurtheilen, noch von Leidenschaft bestimmen ließ.

Aus dem Inhalt seiner Ansprache erkannte ich, daß das Schicksal des Verbrechers in gewisser Beziehung noch von dem Willen des Publikums abhinge, und ich empfand an dem Urtheil des Letzteren mehr Interesse, als Mr. Leary selbst daran zu nehmen schien. Jetzt nahm ein anderer Mann im Karren den Hut ab, und wieder hörte das Murmeln der Menge auf.

„Mitbürger!" sagte dieser zweite Sprecher, „ich bin nicht hier, um das Verbrechen dieses Mannes zu entschuldigen, oder zu billigen. Ich kenne wie Jeder Andere, welcher hier gegenwärtig ist, die Nothwendigkeit, welche in einem Lande wie diesem, oder vielmehr in dem Zustand der menschlichen Gesellschaft, in dem wir jetzt leben, besteht, die Nothwendigkeit nämlich,

daß ein solches Verbrechen streng bestraft werde. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist das Eine, daß man diesen Mann nach den Gesetzen des Landes bestrafe. Ein Regierungssystem, das Sie Alle billigen, ist kürzlich unter uns eingeführt worden, und man hat zum Verhör und zur Bestrafung von Verbrechern Anordnungen getroffen. Nehmen Sie das Gesetz nicht in Ihre eigenen Hände. Leute, welche in den civilisirten Gemeinden Europa's und unseres eigenen Landes leben, rufen „Schande! Schande!“ über viele ähnliche Vorgänge, die in Californien stattgefunden haben, und dieselben Worte wird man über das Verfahren äußern, welches heute hier eingeschlagen wird. Ich bin Beamter und habe einen Constabler mitgebracht. Ich will mein Leben verpfänden, daß, wenn Sie uns gestatten wollen, den Gefangenen wieder mit fortzunehmen, dieser vor eine Jury gestellt und nach den Gesetzen unseres Landes gerichtet werden soll. Ich hoffe, kein guter Bürger wird Etwas dagegen einwenden, daß wir so mit dem Verbrecher verfahren wollen.“

Hierauf setzte der Beamte seinen Hut wieder auf, zum Zeichen, daß er weiter Nichts zu sagen hätte.

Das Murmeln der Menge ward immer stärker, und man vernahm von mehreren Seiten Stimmen,

welche gegen Das, was der zweite Redner gesagt, protestirten.

„Er hat ein ehrliches Verhör gehabt; hängt ihn!“ rief Einer.

„Hängt ihn jetzt, denn sonst entwischt er!“ schrie ein Anderer.

Doch erhoben sich auch Stimmen von der anderen Partei.

„Gebt ihn frei! Ueberlaßt ihn den Beamten!“ riefen diese Letzteren.

Jetzt stand ein Mann in dem Karren auf und sagte, das Beste sei, über die Sache abzustimmen.

Alle, welche den Gefangenen dem Gewahrsam der Gerichtsbeamten übergeben wollten, wurden aufgefordert, die rechte Hand emporzuhalten.

Ungefähr zwanzig Arme erhoben sich.

Mehrere Derjenigen, welche sich auf diese Weise erklärten, sahen aus, wie Die, welche man in Californien ‚Sidney=Enten‘, das heißt, alte Verbrecher aus Newsüdwales nennt. Die meisten der erhobenen Hände waren aber die wohlbekannter Spieler, die Alle einen angeborenen Schrecken vor dem Richter ‚Lynch‘ haben.

Jetzt wurden Die aufgefordert, die Hände in die Höhe zu halten, welche wollten, daß der Gefangene gleich an Ort und Stelle aufgehängt würde.

In einem Augenblicke flogen ungefähr dreihundert Hände in die Höhe. Alle, die ich sah, hatten starke, sehnige Fäuste, die nur durch schwere Arbeit besudelt worden, und Goldgräbern, also der achtbarsten Bevölkerung, angehörten.

Diese stumme aber nachdrückliche Erklärung ward als endgültig betrachtet. Nachdem sie abgegeben worden, begann eine Scene wilder Aufregung.

Ich stürzte durch die Menge nach dem Baume, unter welchem der Verbrecher stand. Als ich auf diesen zuschritt, sah ich, daß man ihm bereits einen Strick um den Hals geschlungen.

Ein Mann kletterte auf den Baum, um den Strick über einen der Aeste zu werfen.

„Halt!“ rief ich, „halt einen Augenblick! Laßt mich den Mann noch Etwas fragen, ehe er stirbt.“

Leary drehte sich bei diesen Worten mit stierem, erstauntem Blicke herum und schien zum ersten Male, seit er auf Erden existirte, Theilnahme für Das, was geschah, zu empfinden!

„Ich bin der ‚rollende Stein,‘“ rief ich ihm zu, „sage mir, wo ist meine Mutter?“

Der Mörder lächelte, und wie! Es lag in seinem Lächeln derselbe teuflische Ausdruck, wie in dem,

welches er mir zugeworfen, als ich ihn zum letzten Male in der Bai von Dublin gesehen.

„Sage mir, wo ich meine Mutter finden kann!“ schrie ich beinahe rasend vor Wuth.

In diesem Augenblick ward das schlaffe Ende des Lasso, welches man über den Ast, und dann wieder unter die Menge geworfen, von hundert Händen ergriffen. Der Verurtheilte schien die Bewegung nicht zu bemerken, während als Antwort auf meine Frage der boshafte Ausdruck seiner Züge nur stärker und ausgeprägter ward.

„Fort!“ schrie ich, kaum Dessen bewußt, was ich sagte oder that, „fort mit ihm!“

Die, welche das Seil hielten, sprangen von dem Baum hinweg, und Leary ward in die Höhe gezogen.

Nach wenigen Zuckungen hing sein Körper bewegungslos von dem Aste des Eichbaums herunter.

Eine leere Sardinenbüchse ward an den Baum genagelt, an welchem der Mörder hing. Darüber befestigte man ein Stück Papier, auf welchem die Worte standen: „Für die Waise.“

Viele Goldgräber schritten hin, öffneten ihre Börsen und steckten Goldstaub, im Werthe von mehreren Dollars, in die Büchse.

Ihrem Beispiel folgte Stormy Jack, und an der Menge Goldstaub, den ich ihn in das gemeinsame Behältniß werfen sah, errieth ich, daß, als er sich von dem Baume entfernte, seine Börse um drei oder vier Unzen leichter geworden sein mußte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Waise.

Kurz nach dem Ende dieses traurigen Schauspiels, bei welchem ich eine so hervorragende Rolle gespielt, ging ich mit Stormy zu dem Kind, welches jetzt weder Vater noch Mutter mehr hatte.

Wir fanden es unter der Obhut eines jungen Ehepaars, welches kürzlich aus Australien gekommen und dort mit der unglücklichen Mutter des Kindes bekannt gewesen war.

Die beiden Leute erzählten uns, daß die Gemordete die Tochter eines ehrenwerthen Krämers in Sidney, daß sie mit Mr Matthews, denn unter diesem Namen hatte Leary in Australien gelebt, davongelaufen sei, und daß ihre Eltern sehr erzürnt gewesen wären, daß sie sich mit diesem Manne eingelassen.

10*

Sie war die einzige Tochter und hatte ihre Eltern in großem Kummer über ihr schlechtes Betragen zurückgelassen. Jedermann, der sie gekannt, hatte ihr Benehmen sehr sonderbar gefunden. Man konnte nicht begreifen, wie sie so bethört sein konnte, daß sie um Matthews' willen eine freundliche Heimath und gütige Eltern verließ. Abgesehen von seiner Trunksucht war Leary auch noch wenigstens zwanzig Jahre älter, als sie.

Vielleicht war Dies seltsam, obgleich ich genug erlebt, um anders darüber zu denken. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß solche Vorfälle gar nicht so ungewöhnlich sind, und daß man beinahe denken möchte, Schurken, wie Leary, besäßen eine eigenthümliche dämonische Macht, Frauen zu berücken, wenigstens die schwächeren.

Man zeigte uns die Waise. Es war ein schöner helläugiger Knabe, der ungefähr ein Jahr alt war und seiner Mutter auffallend ähnlich sah.

„Ich werde das Kind seinen Großeltern in Sidnei übergeben," sagte die junge Frau, welche es in ihre Obhut genommen. „Sie werden es, da es ihrer verlorenen Tochter sehr ähnlich sieht, mit Freuden aufnehmen, und vielleicht ersetzt es ihnen dieselbe."

Aus der Weise, auf welche das junge Ehepaar sich gegen das Kind benahm, erkannte ich, daß es in ihrer Obhut sicher sei, und fügte mein Scherflein zu der bereits vorhandenen Unterstützungssumme hinzu.

Da ich zu erfahren hoffte, ob meine Mutter je Sidney erreicht, fragte ich die jungen Leute, ob sie Matthews dort gekannt hätten, oder irgend Etwas von seinem früheren Leben wüßten. Doch konnten sie mir hierüber Nichts erzählen. Sie waren in Australien nicht persönlich mit Matthews bekannt gewesen, und Alles, was sie von ihm wußten, oder je von ihm gehört hatten, war sehr unvortheilhaft für ihn. In Sidney sowohl, wie überall, war er als ausschweifender, genußsüchtiger Mensch berüchtigt gewesen.

Ehe wir das Haus verließen, traten drei Männer ein und brachten das Gold, welches man für die Waise gesammelt.

Man wog es in Gegenwart der jungen Leute, und es waren fünfzig Unzen, also ziemlich zweihundert Pfund nach englischem Gelde. Mein eigener Beitrag vergrößerte die Summe noch. Die jungen Eheleute trugen Bedenken, das Gold in ihre Verwahrung zu nehmen, obschon sie keins trugen, sich mit dem Kinde zu belästigen!

„Ich will mit Ihnen nach dem Speditionsbureau gehen," sagte der Mann zu der Deputation, welche das Gold brachte, und wir wollen es an Mr. D. in San Franzisco schicken. Er hat ein Engrosgeschäft dort und ist aus Sidney dorthin gezogen. Er ist mit den Großeltern des Kindes bekannt, und er wird ihnen das Gold zukommen lassen. Was das Kind selbst anbetrifft, so hoffe ich, bald selbst wieder nach Sidney zurückzukehren, und da kann ich es mitnehmen, um es Denen zu übergeben, die ein Recht darauf haben."

Da dieser Vorschlag Allen angemessen erschien, so ward das Gold sogleich nach dem Speditionsbureau getragen und hier mit der Weisung niedergelegt, es an Mr. D., den Kaufmann, gelangen zu lassen.

—

Nachdem ich die übrige Zeit des Tages in Stormy Jack's Gesellschaft verbracht, kehrte ich nach meiner Heimath an Tuolumne zurück, ohne jedoch mehr über Das erfahren zu haben, was ich zu wissen wünschte, als da ich dieselbe verließ. Ich hatte Leary zum letzten Male gesehen, wußte aber das Schicksal meiner Verwandten so wenig als je.

Leary war jetzt aus der Welt gegangen und

konnte meine Mutter nicht mehr quälen, wo diese auch sein mochte. Es lag wenigstens in dieser Gewißheit einiger Trost.

Als ich meinen Rückweg antrat, waren meine Gedanken ziemlich unangenehm, denn ich machte mir Vorwürfe darüber, die Pflicht, wegen welcher ich aufgezogen war, nämlich die, meine Verwandten zu suchen, zu lange vernachlässigt zu haben.

Eben so wenig war ich auch mitleidslos, während meine Gedanken bei dem eben vollendeten Schauspiel weilten. Der Verbrecher war mein Stiefvater. Ich hatte, wenn auch halb bewußtlos, das Wort gesprochen, durch welches sein Körper von dem Gerüst, und seine Seele in die Ewigkeit geschleudert worden!

Doch war meine Betrübniß keine sehr tiefe. Sie ward durch den Gedanken gehemmt, daß Leary mir irgend eine Nachricht über meine Mutter hätte gäben können, und daß er augenscheinlich glücklich bei dem Gedanken starb, daß er mich getäuscht, indem er mir diese Nachricht vorenthielt!

Leary war der Gatte meiner Mutter, mein Stiefvater gewesen, aber ohne Scheu habe ich erzählt, daß er den Tod eines Verbrechers starb. Ich bin für

seine Handlungen nicht verantwortlich. Ich stehe für mich allein da, und Der, welcher mich wegen meiner unglücklichen Verwandtschaft mit einem Mörder geringer achtet, ist ein Mensch, dessen Zuneigung ich nicht des Besitzes werth erachte.

Sechszehntes Kapitel

Stormy macht sich zum letzten Male lustig.

Kurz nach meiner Rückkehr an den Tuolumne kam Stormy Jack nach Jacksonville, um, wie er sich vorgenommen, sich hier das Leben etwas leichter zu machen.

Von seiner Kindheit an hatte Stormy nie eine Woche in Müßiggang verbracht, wenigstens nicht hinter einander, und wie er bald erkannte, führte ihn ein solches Leben nicht zu dem erhabenen Glück, welches er davon erwartet.

In dem Städtchen Jacksonville konnte ein Müßiggänger nur an einem Orte Vergnügen finden, wo man starke Getränke verkaufte, und tagtäglich der Versuchung des Trinkens widerstehen zu sollen, war eine zu harte Probe für Stormy's geistige und körperliche

Constitution. Beide mußten nachgeben. Er ward häufig betrunken, und zu verschiedenen Malen in so hohem Maaße, daß sowohl sein Kopf wie seine Füße davon beeinflußt wurden.

Er selbst war etwas erstaunt, sich so oft in diesem Zustande ‚doppelter Trunkenheit,' wie er es nannte, zu finden. Nicht oft in seinem Leben war dies der Fall gewesen. Es war eine ernste Sache, und er faßte gewissermaßen den festen Entschluß, daß es nicht wieder vorkommen sollte.

Um nicht wieder in diesen Fehler zu verfallen, sah er, daß er sich auf irgend eine Weise beschäftigen müßte, und er kaufte sich eine Flinte in der Absicht, sich in einen Jäger zu verwandeln.

Indem er diesem Berufe folgte, konnte er das Vergnügen mit der Arbeit verbinden, denn auch andere Jäger standen sich sehr gut dabei, daß sie die Bewohner von Jacksonville mit Wild und Bärenfleisch versorgten.

Stormy ging seinem neuen Berufe ungefähr drei Tage nach. Am Ende dieser Zeit waren ihm nämlich drei Dinge klar geworden. Erstens, daß Jagen eine schwere Arbeit wäre, fast noch schwerer, als Goldsuchen. Zweitens entdeckte er, daß das Vergnügen bei der Jagd im Ganzen genommen nicht so groß wäre, besonders wenn man dieselbe als Beruf betrach=

tet, oder wenn sie von einem Manne von so eigenthümlichen Neigungen, wie die seinigen, ausgeübt wird. Und drittens kam Stormy zu dem Schluß, daß das Geschäft nichts einbrächte.

Stormy war kein rechter Schütze und konnte nur eine Scheune treffen, wenn er hineinging und das Thor schloß, ehe er seinen Schuß abfeuerte.

Der Beruf eines Jägers paßte weder für die „alte Theerjacke,“ noch war dieser Beruf von der Art, daß Jack dadurch vor einem Rückfall in seinen Fehler bewahrt worden wäre. Daher beschloß er, diesen Beruf aufzugeben und einen anderen zu ergreifen.

Während er überlegte, was er wohl thun sollte, gab er wieder seiner alten Versuchung nach und betrank sich fürchterlich.

Ach, der arme Stormy! Es sollte der letzte Rausch seines Lebens sein!

Die Geschichte seines Todes ist zu traurig, als daß ich sie in wenige Worte zusammenfassen sollte, und wenn man dieselbe vernommen haben wird, so wird man ohne Zweifel die Ansicht gewonnen haben, daß sie den ‚vollen und in's Einzelne gehenden‘ Bericht, den ich hier davon geben will, verdient. Ich erzähle hier die Thatsachen mit all' der Genauigkeit und Ausführlichkeit, womit sie sich meinem Gedächtniß eingeprägt haben.

Zu jener Zeit wohnte in Jacksonville ein Mann, welchen man unter dem Namen oder dem Spitznamen ‚Red Ned,‘ oder der ‚Rothe Ned‘ kannte. Ich hatte zufällig von dem Manne gehört, obgleich ich ihn nicht gesehen, da er erst vor wenig Tagen hier angekommen war und in einer der Spielschenken wohnte, an denen das Goldgräberdorf so überreich war.

Ich hörte, daß Red Ned ein ‚gefährlicher Mann‘ sei, auf welchen Titel er nicht wenig eitel war. Wahrscheinlich hatte er seit seiner Ankunft nur auf eine Gelegenheit gewartet, bei welcher er sich durch eine Gewaltthätigkeit auszeichnen könnte.

Bei meinen Wanderungen durch die Welt habe ich vielen Männern begegnet, welche man mit dem Namen ‚Renommisten‘ bezeichnet. Trotz der Schande, welche an diesem Namen haftet, habe ich ‚Renommisten‘ gefunden, welche, vielleicht zu ihrem eigenen Unglück, wirklichen Muth besaßen, während Andere dagegen nur elende Feiglinge waren, die ihren falschen Ruf stets dadurch aufrecht zu erhalten suchten, daß sie sich in Streit mit halberwachsenen Bürschchen und Betrunkenen einließen.

Solche Bramarbasse trifft man vielleicht in allen Theilen der Welt, aber nirgends in solcher Anzahl, wie in Californien, welches, obschon so ein schwach bevölkertes Land, auf ungewöhnliche Weise mit dem

Hang zur ‚Renommisterei‘ behaftet zu sein scheint. Wenigstens war dies zu der Zeit so, von welcher ich schreibe.

Damals ward ein Mann, von dem man wußte, daß er drei oder vier seiner Mitmenschen getödtet, von Vielen mit Bewunderung, von Mehreren mit Furcht, von nur sehr Wenigen aber mit Abscheu betrachtet.

Jeder Streit endete in Californien unter vier Fällen wenigstens drei Mal verhängnißvoll für den Einen oder den Andern der Kämpfenden, und der Sieger in jedem dieser blutigen Kämpfe konnte gewiß sein, unter den Anderen einen Ruf irgend welcher Art zu erlangen, mochte es nun ein guter oder ein schlechter sein, und danach strebt unglücklicherweise die Mehrzahl der Menschen mit nur zu großer Begierde.

Wo man in einem Staate von halber Civilisation, wie Californien vor fünfzehn Jahren war, lebt, ist es nicht auffallend, vielen Menschen zu begegnen, welche lieber den Ruf eines Bramarbas besitzen wollen, als gar keinen.

Es war das unglückliche Schicksal meines alten Kameraden, einem dieser verächtlichen Geschöpfe, welche zugleich Renommisten und Memmen sind, in der Person des Rothen Ned zu begegnen.

Stormy fühlte, nachdem er dem Waidmannshandwerk entsagt, wieder Langweile und suchte nun

eine neue Beschäftigung, die seinen Geschmacksrichtungen und Fähigkeiten besser entspräche. Während er sich suchend umhertrieb, hätte er wieder seiner unglücklichen Neigung zum Trunk Raum gegeben, und war sowohl im Kopfe wie in den Beinen berauscht gewesen.

In diesem Zustand hatte er sich mit den obengenannten Mann in einen Wirthshausstreit eingelassen. Dieser Mann begriff recht wohl die hilflose Lage seines Gegners, denn er selbst hatte Anlaß zu dem Streit gegeben.

Nie habe ich einen harmloseren, gutmüthigeren Menschen gesehen, als Stormy war, wenn er von Anderen nicht belästigt ward.

Sogar unter dem Einfluß geistiger Getränke fing er meines Wissens nach nie einen Streit an, wohl aber war er in diesem Zustande geneigt, Jeden ‚Manieren zu lehren,‘ der mit ihm anband.

Ned Ned hatte Stormy in einer der Spielschenken getroffen, wo der Letztere saß und zechte, und da er bemerkte, daß der alte Seemann in seiner Trunkenheit gänzlich hilflos, und daß er überdies nur ein Seemann war, den er beschimpfen könnte, ohne einen der Anwesenden zu beleidigen, so gestattete ihm sein Hang zum ‚Renommiren‘ nicht, eine so schöne Gelegenheit, bei welcher er sich in der von ihm gewählten Weise hervorthun konnte, unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Bei Stormy's Trunkenheit war nur wenig Gefahr in einem persönlichen Kampfe mit ihm zu befürchten, denn obgleich er sich noch auf den Füßen zu halten vermochte, so waren seine Beine doch so betrunken, daß er dann und wann auf der Diele des Schenkzimmers hin- und hertaumelte.

Red Ned, welcher dies Alles recht wohl wußte, machte eine lächerliche Bemerkung über Stormy's Zustand, und zwar so laut, daß Stormy dieselbe hören konnte.

Wie wohl zu erwarten stand, nahm der alte Seemann den Spott nicht so gutwillig hin, sondern machte seinem Mißfallen darüber auf seine gewöhnliche energische Weise Luft.

Wenn Stormy betrunken war, so war er mit dem Gebrauch von Scheltworten nicht sparsam, und ohne Zweifel mußte der Renommist Worte anhören, an denen er sich nicht gerade erbaute.

Eine Weile ließ er es sich gefallen, plötzlich aber stürzte er auf Stormy zu und versetzte dem alten Seemann eine Ohrfeige.

Stormy erwiderte natürlich den Schlag mit geballter Faust und begann dann sich zu vertheidigen, indem er, so gut wie seine betrunkenen Füße es erlaubten, eine Boxerstellung annahm.

Der Renommist hatte aber nicht die Absicht, auf

diese feige Weise, wie er es genannt haben würde, weiter zu kämpfen, und indem er sein Bowiemesser aus dem Stiefel zog, ging er dicht an Stormy heran und stieß ihm das Messer bis an das Heft in die Seite.

Natürlich war hierdurch der Kampf beendet, und der verwundete Stormy ward in seine Wohnung getragen.

Siebzehntes Kapitel.

Ned Ned.

An dem Tage, wo dem armen Stormy auf so schreckliche Weise ‚Manieren gelehrt' wurden, anstatt daß er es gethan hätte, war ich nicht in dem Dorf. Ich war zwei oder drei Meilen stromaufwärts gegangen, um zu sehen, wie weit meine Goldgräber mit ihrer Arbeit wären.

Da brachte mir ein Bote die Nachricht von Stormy's Schicksal und athemlos eilte ich nach Hause.

Als ich das Haus erreichte, wo Stormy wohnte, fand ich ihn auf dem Bett liegen, während ein Arzt über ihn gebeugt stand.

„Rowley, mein Junge, es ist aus mit mir," sagte er. „Der Doctor hat es gesagt, und zum ersten Mal in meinem Leben glaube ich Einem dieser Herren."

„Stormy! Stormy! mein Freund, was ist denn geschehen?" fragte ich, und meine Seele ward von einer Angst befallen, welche größer war, als daß Worte sie zu schildern vermöchten.

„Verlangen Sie jetzt keine Erklärung," unterbrach mich der Doctor, indem er sich zu mir wendete und leise sprach „Regen Sie Ihren Freund nicht dadurch auf, daß Sie ihn zum Sprechen nöthigen. Sie können sich die Einzelnheiten seines Unglücks von Jemanden andres erzählen lassen."

Der Doctor war im Begriff fortzugehen, und auf ein Zeichen von ihm folgte ich ihm hinaus. Er erzählte mir nun, daß Stormy einen Messerstich erhalten habe, und daß seine Wunde tödtlich sei. Außerdem theilte mir der Arzt noch andere Einzelnheiten des Vorfalls mit, die er von Denen erfahren, die den Streit mit angehört.

Als der Wundarzt fortging, sagte er mir, daß der Verwundete vielleicht noch zwei Tage, aber gewiß nicht länger leben könnte.

„Er hat eine Wunde erhalten," sagte er, „welche seinen Tod innerhalb dieses Zeitraums herbeiführen muß. Sie können weiter nichts thun, als ihn so ruhig wie möglich halten."

Nach dieser traurigen Verkündung ging der Wundarzt fort, indem er versprach, am nächsten Morgen wieder zu kommen.

Ich kehrte an das Bett meines dem Tode geweihten Freundes zurück.

Er wollte sprechen, trotz aller meiner Bemühungen, ihn davon abzuhalten.

„Ich will sprechen," sagte er, „und es nützt nichts, wenn Du mich auch daran hindern willst. Ich werde nicht lange mehr leben, und warum soll ich mich denn todt stellen, wenn ich es noch nicht bin?"

Ich sah ein, daß es nichts nützen würde, wenn ich ihn zum Schweigen zu bringen versuchte. Es regte ihn nur noch mehr auf und würde ihm vielleicht noch mehr geschadet haben, als wenn ich ihm seinen Willen that, wozu ich mich endlich bewegen ließ. Er erzählte mir nun alle Einzelnheiten des Vorfalls.

Sein Bericht wich etwas von dem ab, den mir der Doctor gegeben, welcher wahrscheinlich eine einsei=

tige Erzählung von den Freunden des Renommisten gehört hatte.

„Ich weiß nicht, ob mir recht damit geschah, oder nicht,“ sagte Stormy, als er mit seinem Bericht zu Ende war. „Allerdings schimpfte ich den Mann, und wahrscheinlich werden hier Alle sagen, daß es recht von ihm war, mich ‚Manieren gelehrt zu haben.‘ Warum stach er denn aber mit dem Messer nach mir? Meine Füße waren so betrunken, daß sie immer stolperten, und er hätte mich so durchprügeln können!“

Während ich Stormy's Bericht anhörte, packte mich grimmige Wuth gegen den Schurken, der so feig gehandelt, und ich faßte den Entschluß, meinen Kameraden zu rächen.

Ich wußte, daß es nutzlos sein würde, bei einer Behörde zu klagen und auf Bestrafung des Renommisten anzutragen, denn beide Gegner waren handgemein, ehe das Messer zum Vorschein gekommen war.

Man betrachtete die Sache jedenfalls als eine Schlägerei, bei welcher ein Jedes das Recht hätte, sich mit den Waffen zu vertheidigen, die ihnen beliebten, und man sah Stormy's Schicksal als ein verdientes an, weil er sich nicht auf wirksamere Weise vorgesehen.

Ich wußte, daß er betrunken gewesen war, und daß er sogar nüchtern keine tödtliche Waffe bei einer Wirthshausschlägerei gebraucht haben würde; aber trotzdem, daß ich das wußte, pflegten mir Andere zu sagen, daß an der Trunkenheit meines Freundes nicht der Mann schuld sei, welcher ihn erstochen, und daß er, da er sich nicht der Gewohnheit gemäß vertheidigt hätte, die Folgen tragen müßte.

Von meinen aufgeregten Gefühlen vorwärts getrieben, ließ ich Stormy unter der Obhut eines Goldgräbers, der sich zum Besuch bei ihm eingefunden, und begab mich in die Schenke hinüber, wo die blutige That geschehen war.

Es befanden sich ungefähr vierzig Leute in dem Gastzimmer, als ich eintrat. Einige saßen um einen Tisch, wo Karte gespielt ward, während Andere an dem Schenktisch standen, wo sie geräuschvoll ihr Getränk zu sich nahmen.

Ohne eine Bemerkung gegen Jemanden zu machen, hörte ich eine Zeit lang der Unterhaltung zu. Da der Vorfall sich erst am Nachmittag ereignet hatte, so wußte ich, daß man in dem Gastzimmer davon sprechen würde, und dem war auch wirklich so.

Mehrere Männer sprachen über die Sache, ohne jedoch zu streiten. Es herrschte keine große Meinungsverschiedenheit darüber unter ihnen. Alle schienen den Vorfall, wie ich erwartet hatte, in demselben Lichte zu betrachten.

Zwei Männer waren in Streit gerathen, worauf es zu Schlägen gekommen war. Der eine hatte den Anderen erstochen, was in Californien ein ganz alltägliches Ereigniß von wenig Interesse war, so daß die Müßiggängern in dem Gastzimmer kein großes Aufhebens davon machten.

Meine Meinung wich von der ihrigen ab, und ich sagte ihnen einfach, daß der Kampf, von dem sie soeben gesprochen hätten, kein ehrlicher gewesen sei, daß vielmehr der Mann, welcher den Anderen erstochen, ein Verbrechen begangen hätte, welches nicht viel geringer als ein Mord zu betrachten sei.

Ein Dutzend Gäste versuchten eifrig, mir das Gegentheil zu beweisen. Sie fragten, wie ich erwarten könne, daß ein Mann sich in einer Schenke schimpfen lassen sollte, ohne sich dafür zu rächen.

„Warum zog aber der Mann sein Messer?“ fragte ich. „Hätte er die Beleidigung nicht auch so rächen können?“

Hierauf sagte man mir, die Menschen sollten überhaupt gar nicht mit einander kämpfen, thäten sie es aber, so hätte ein Jeder das Recht, die Sache ernst zu nehmen und seinem Gegner so viel Schaden zuzufügen, wie er nur könnte.

Ferner ermahnte man mich auch, meine Worte nicht Red Ned hören zu lassen, denn sonst würde es mir wahrscheinlich ebenso schlimm ergehen, wie dem Seemann, der ihn heute beleidigt hätte.

So erfuhr ich denn jetzt erst, daß der Mann, welcher Stormy verwundet hatte, Red Ned war, und das, was ich bereits von diesem Schurken gehört, verhinderte mich durchaus nicht, an meinem Entschlusse, Stormy zu rächen, festzuhalten.

Ueberdies wußte ich auch, daß, wenn Red Ned überhaupt bestraft werden sollte, dies durch mich geschehen müßte.

Er war jetzt gerade nicht in der Schenke, denn sonst hätte ihn seine Strafe vielleicht augenblicklich ereilt.

Ich kehrte wieder zu Stormy zurück, und verbrachte die Nacht an seinem Bett.

Den größten Theil der Nacht litt er große Schmerzen. Meine Betrübniß über seine Leiden bestimmte mich, Red Ned am nächsten Morgen aufzusuchen, um ihn, wie Stormy gesagt haben würde ‚Manieren zu lehren.‘

Mit Tagesanbruch linderten sich die Schmerzen des Verwundeten, und er vermochte zu reden, wenn auch nicht ohne Mühe.

„Rowlei,“ sagte er, „wir müssen unser Geschäft ordnen, ehe es zu spät ist. Du weißt, daß ich die nächste Nacht nicht überleben werde, und wir daher heute Alles in Ordnung bringen müssen. Ich habe ungefähr hundertundachtzig Unzen Gold gesammelt, und das ist Alles Dein, mein Junge. So viel ich weiß, habe ich keinen Verwandten auf der Welt, und ich mag weiter Niemanden als Dir etwas hinterlassen. Ich kann jetzt zufrieden sterben, da ich weiß, daß das Wenige, was ich hinterlasse, Dir gehören wird. Hätte dieser Vorfall sich ereignet, ehe wir uns in Sonora wiedergesehen, so würde mein größter Schmerz bei'm Abfahren der Gedanke sein, daß vielleicht ein Fremder das durchbrächte, was ich sauer erworben, während mein kleiner Rowley vielleicht hungrig durch die Welt rollte.“

Auf Stormy's Bitte ward der Hauswirth hereingerufen und diesem befohlen, den Sack Gold hereinzubringen, den Stormy ihm in Verwahrung gegeben.

Hierauf begab sich der Wirth, ein anscheinend ehrlicher Kerl, hinaus und kehrte bald mit dem Schatz zurück, der mir von seinem Eigenthümer in Gegenwart des Wirths und eines Goldsuchers, der dazugekommen war, in aller Form geschenkt ward. Es war mehr ein Vermächtniß als ein Geschenk, die letzte Handlung eines Sterbenden.

„Nimm das Gold, Rowley," sagte Stormy, „und lege es zu Deinem eigenen. Ich habe es ehrlich erworben; gieb Du es auf verständige Weise aus. Gehe nach Liverpool, heirathe das Mädchen, von dem Du mir erzählt, und gründe Dir eine Heimath und eine Familie für Deine alten Tage. Ich denke, daß man dadurch allein glücklich wird, denn ohne Heimath und Freunde ist man es nicht. O, weil ich weder eine Heimath noch Freunde besessen, habe ich so ein elendes Wanderleben geführt."

Die Anstrengung des Sprechens hatte Stormy's Zustand verschlimmert. Ich sah, daß ihm das Athmen schwer ward, und daß er viele Schmerzen zu

leiden schien. Sein Todeskampf war ein so schwerer, daß ich fast ebenso viel litt, wie er, als ich so an seinem Bett stand. Ich stahl mich daher hinaus und ließ ihn unter der Obhut des oben erwähnten Goldsuchers und des Wundarztes, der inzwischen gekommen war.

Ich stahl mich hinaus, um ein Vorhaben auszuführen.



Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.